

UNIVERSITÄT TÜBINGEN

DOKTOREN-VERZEICHNIS DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT 1905

Briefe von David Friedrich Strauss an L. Georgii

HERAUSGEGEBEN

VON

Heinrich Maier



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1912

U. T. 3]

Buchdruckerei von Gg. Schnürlen in Tübingen

Unter dem Dekan der philosophischen Fakultät Professor Dr. Heinrich Maier (15. März 1905 bis 14. März 1906) sind zu Doktoren der Philosophie ernannt worden:

1905

1. KARL LÖFFLER aus Stuttgart
   Das Passiv bei Otfried und im Heliand besonders im Verhältnis zu den lateinischen Quellen — 30. März
2. MAX SCHERMANN aus Ellwangen
   Der erste punische Krieg im Lichte der Livianischen Tradition — 30. März
3. WILHELM ÖHLER aus Cannstatt
   Die Ortschaften und Grenzen Galiläas nach Josephus. Mit einer Karte — 11. April
4. ADAM JOSEPH WREDE aus Köln a. Rh.
   Die Kölner Bauernbänke — 11. April
5. HERMANN BINDER aus Ulm a. D.
   Dio Chrysostomus und Posidonius. Quellenuntersuchungen zur Theologie des Dio von Prusa — 13. Mai
6. OTTO MAURER aus Kirchheim u. T.
   Shelley und die Frauen — 5. Juni
7. JOHANNES KLAIBER, Repetent in Maulbronn
   Beiträge zu Dürers Kunsttheorie — 10. Juni
8. WILHELM HAMMANN, Oberlehrer in Darmstadt
   Erklärung von Psalm 24. Eine biblisch-theologische Untersuchung — 10. Juni
9. FRIEDRICH RUDOLPH, Oberlehrer in Homburg v. d. H.
   Die Entwickelung der Landeshoheit in Kurtrier — 10. Juli
10. GUSTAV ZELLER aus Marburg (Hessen)
    Die Syntax des Nomens bei Georg Rudolph Weckherlin — 20. Juli
11. OTTO WECKER aus Neuler (Württemberg)
    Der Gebrauch der Kasus in der älteren Upaniṣad-Litteratur, verglichen mit der Kasuslehre der indischen Grammatiker — 4. August

12. OTTO BINDER aus Heilbronn
Die Abfassungszeit von Senekas Briefen — 21. September

13. HANS ROSCHER aus Dresden
Die Wallensteinübersetzung von Samuel T. Coleridge und ihr deutsches Original — 23. Oktober

14. KARL FRIZ aus Ebingen (Württemberg)
Sogenannte Verbal-Ellipse bei Quintilian — 18. November

15. HEINRICH BECKER aus Zerbst
Der Haushalt der Stadt Zerbst 1460 – 1510, dargestellt nach den Handbüchern des Rates der Stadt Zerbst — 21. November

16. GUSTAV WIDMANN aus Stuttgart
Griseldis in der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Behandlung eines mittelalterlichen Stoffes in der neuesten Zeit — 30. November

1906

17. JULIUS BAUM aus Wiesbaden
Die Kirchen des Baumeisters Heinrich Schickhardt — 8. Januar

18. MARTIN DIBELIUS aus Dresden
Die Lade Jahves. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung — 9. Februar

19. STANISLAUS STRÓZEWSKI aus Posen
Bonnets Psychologie in ihrem Verhältnis zu Condillacs Traité des Sensations — 28. Februar

20. CHRISTOPH SCHREMPF, lic. theol., aus Stuttgart
Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Erster Teil: Der junge Goethe — 5. März

Zum Ehrendoktor wurde ernannt:

PAUL VON BUDER, D. theol., Professor der Theologie in Tübingen — 15. Februar

In meinem Besitz befinden sich etwa hundert Briefe, die DAV. FR. STRAUSS in den Jahren 1830—1849 an seinen Freund LUDWIG GEORGII, den späteren Tübinger Prälaten, geschrieben hat. Sie stammen aus dem Nachlass des letzteren. Der Lebende hatte sich einst nicht entschliessen können, sein Material E. ZELLER für seine Sammlung zur Verfügung zu stellen. Auch ich habe darum lange gezögert, die Briefe in die Oeffentlichkeit hinaus zu geben. Und wenn ich mich schliesslich für die Publikation entschied, so war ich doch bemüht, bei der Auswahl der mir bekannten Abneigung GEORGII's gegen die Veröffentlichung von Freundesbriefen möglichst gerecht zu werden.

Die Briefe und Brieffragmente, die ich auf den folgenden Blättern zum Abdruck bringe, sind in mehr als einer Hinsicht interessant. Einmal werfen sie auf STRAUSS' philosophisch-theologische Entwicklung willkommenes Licht. Ich kann hiefür auf meine Abhandlung über DAVID FRIEDRICH STRAUSS (An der Grenze der Philosophie, Tübingen 1909, S. 265 ff.) verweisen, wo sie bereits verwertet sind. Dazu kommt ein Anderes. Bekanntlich war STRAUSS ein Meister im Briefschreiben. Aber bei der grossen Mehrzahl der von ZELLER publicierten Briefe haben wir das Gefühl, dass er diese Gabe mit einer gewissen beabsichtigten Virtuosität handhabt. Er präsentiert sich. Er gestaltet die Briefe, namentlich diejenigen, in denen er wissenschaftliche oder ästhetische Fragen behandelt, zu Kunstwerken, fast als ob er sie gleich in den Druck geben wollte. Und er tut das mit vollem Bewusstsein. „Regel ist", schreibt er einmal an GEORGII [1]), „und zwar eine sehr unschuldige, dass man beim Briefschreiben sich immer um einen Ton höher stimmen muss, als man wirklich gestimmt ist." Nun enthält auch die Sammlung GEORGII's Stücke, in denen dieser Grundsatz durchaus befolgt ist. Aber die meisten sind Alltagsbriefe, die den Schreiber im Werktagsgewand zeigen und eben deshalb von besonderem Werte sind. Auch sonst übrigens liefern sie zur Biographie von STRAUSS wichtige Beiträge, wenn sie auch an dem Gesamtbild des Mannes nicht eben Wesentliches ändern.

Ueber die Person des Adressaten sei nur so viel bemerkt. LOUIS GEORGII gehörte seit seinen Studentenjahren dem STRAUSS'schen Freundeskreise an. Zwei Jahr jünger als STRAUSS — er war am 25. April 1810 geboren —, war er

---

1) In dem unten abgedruckten Brief vom 15. November 1849.

mit diesem noch drei Jahre im Tübinger „Stift“ zusammen. Schon damals waren die beiden einander sehr nahe gekommen. Als dann STRAUSS im Frühjahr 1832 als „Repetent“ ins Stift zurückkehrte, war GEORGII, bis dieser von der Universität abging, fast sein einziger Umgang. In den folgenden Jahren knüpften die Kämpfe, in die STRAUSS durch sein Leben Jesu verwickelt wurde, das Freundschaftsband zwischen den beiden noch enger. An vorübergehenden Verstimmungen hat es freilich nicht gefehlt. GEORGII war ein Mann von stark ausgeprägter Eigenart, lebhaftem, leicht aufbrausendem Temperament und vor allem auch von energischem, ja leidenschaftlichem Selbständigkeitsdrang. STRAUSS andererseits, der sich mit Recht als Führer der jungen Generation fühlen durfte, hatte nicht bloss das zumal in den Kampfesjahren begreifliche Streben, die Freunde in den Dienst seiner Sache zu ziehen, sondern auch eine unverkennbare Neigung, sie zu lenken, ja in gewissem Sinne zu bevormunden. So waren Reibungen zwischen den beiden Männern nicht zu umgehen. Eine tiefer gehende Entfremdung haben dieselben indessen nie zur Folge gehabt.

Auch wissenschaftlich übrigens ging GEORGII frühe schon seinen eigenen Weg. Auch er war, wie STRAUSS, ein Schüler von FERD. CHRIST. BAUR. Aber er stand der Hegel'schen Spekulation von Anfang an freier gegenüber; zumal die inhaltliche Gleichsetzung von christlichem Glauben und „absoluter“ Philosophie lehnte er nachdrücklich ab. Insbesondere aber forderte er, in bewusstem Gegensatz zu seinem Lehrer BAUR und den übrigen Gliedern der Tübinger historischen Schule, reinliche Scheidung zwischen geschichtlicher Forschung und philosophisch-spekulativen Gesichtspunkten. In diesem Sinn nahm er Stellung zu STRAUSS' Kritik der evangelischen Erzählungen. Sein „nur historischer Standpunkt“, auf den STRAUSS in seinen Briefen immer wieder Bezug nimmt, machte ihn aber auch gegenüber den Arbeiten der Tübinger Schule über das Urchristentum misstrauisch. Das Verfahren der Freunde, BAUR selbst nicht ausgenommen, war ihm zu konstruktiv. Er hat diesem Urteil wiederholt auch öffentlich Ausdruck gegeben, so z. B. in seiner scharfsinnigen, tief eindringenden Abhandlung über die alexandrinische Philosophie und den jüdischen Alexandrinismus (ILLGEN's Zeitschrift für die historische Theologie 1839) und vor allem in seinen geistreichen Aufsätzen in RUGE's Hallischen, später Deutschen Jahrbüchern, deren eifriger und geschätzter Mitarbeiter er war. Schliesslich ist es über GEORGII's Besprechung von SCHWEGLER's Montanismus auch zu einer literarischen Controverse mit SCHWEGLER und E. ZELLER gekommen.

Bemerkenswert ist, wie ein bekannter Theologe, der gleichfalls von BAUR ausgegangen ist, sich nachher aber weit von ihm entfernte, über GEORGII geurteilt hat. ALBRECHT RITSCHL nimmt schon in der „Entstehung der altkatholischen Kirche“ Partei für GEORGII gegen SCHWEGLER [1]). Einige Jahre später

1) A. RITSCHL, Entstehung der altkatholischen Kirche, S. 22 f.

schreibt er über jenen in einem Brief an seinen Vater: „Sehr interessant war mir die Bekanntschaft mit dem Dekan Georgii, einem geistvollen, theologisch sehr gebildeten Manne, der unter den Zeitgenossen von Strauss der bedeutendste ist, bedeutender als Strauss selbst, und dessen kleinere theologische Arbeiten mich seine Bekanntschaft wünschen liessen“ [1]). Damit ist zweifellos zu viel gesagt. Dass aber Georgii's Wort auch unter seinen Freunden sehr viel gegolten hat, zeigen eben die Briefe, die Strauss ihm geschrieben hat.

Georgii hat sich in seiner späteren Zeit vorwiegend philologischen Arbeiten zugewandt. Nachdem er schon in den vierziger Jahren zahlreiche, namentlich mythologische Artikel in Pauly's Realencyklopädie geliefert hatte, beschäftigte er sich nachher eingehend mit Plato, und die Uebersetzungen platonischer Dialoge samt den Einleitungen in dieselben, die er zu der Osiander-Schwab'schen Sammlung griechischer Prosaiker beigesteuert hat, sind heute noch wertvoll. Sehr zu bedauern ist, dass er zu keiner rechten wissenschaftlichen Konzentration gekommen ist. Sein reiches und starkes Talent hätte ebenso wie sein weit ausgebreitetes Wissen Grosses von ihm erwarten lassen [2]).

Was schliesslich die äussere Oekonomie der folgenden Publikation anlangt, so bin ich mit Erläuterungen sparsam gewesen, um die Arbeit nicht zu sehr mit Anmerkungen zu belasten. Insbesondere glaubte ich, die Notizen über die in den Briefen vorkommenden Personen, die E. Zeller gegeben hat, nicht wiederholen zu sollen. Ich verweise darum hier ein für alle Male auf die Zeller'sche Publikation (Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauss, herausgegeben und erläutert von Ed. Zeller, Bonn 1895), ausserdem auch auf Th. Ziegler's Veröffentlichung der Briefe an G. Binder (Zur Biographie von Dav. Friedr. Strauss, Deutsche Revue 30. Jahrgang, 2. Band S. 196 ff. S. 342 ff., 3. Band S. 99 ff.). Dass auf den folgenden Blättern die Strauss-Biographien von E. Zeller, A. Hausrath und Theob. Ziegler — von denen übrigens die beiden ersten, namentlich die Hausrath's, durch die letzte keineswegs überflüssig gemacht sind — überall vorausgesetzt werden, ist selbstverständlich.

Der erste Brief ist ein Neujahrsglückwunsch aus Klein-Ingersheim, wo Strauss damals Pfarrvikar war, geschrieben am 1. Januar 1831. Er ist in stark pastoralem Ton gehalten, ist aber darum besonders bemerkenswert, weil hier zum erstenmal die Idee entwickelt ist, die Strauss sich von einer auf Hegel'scher Grundlage aufgebauten Dogmatik gemacht hat.

---

1) Albr. Ritschl's Leben, dargestellt von Otto Ritschl I S. 261.

2) Ueber den äusseren Lebensgang Georgii's füge ich folgende für die Datierung der hier abgedruckten Briefe in Betracht kommenden Notizen an. Georgii wurde im Jahr 1834 Pfarrer in Dörrenzimmern, Oberamts Künzelsau, 1840 Diakonus in Calw, 1846 Dekan in Brackenheim, 1853 Dekan in Tübingen, 1869 Prälat und Generalsuperintendent in Tübingen; gestorben ist er 1896.

Klein-Ingersheim, den 1. Januar 1831.

Den herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahr zuvor, liebster Georgii! Aber was soll ich Dir dazu wünschen, das Du brauchen kannst? Nun, soviel ist gewiss, aus der Bibel muss der Wunsch sein, den ein Vicar aus Kl. Ingersheim tut, und da nehme ich für Dich Hebräer 13,9 den Spruch: Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde! — wahrlich ein Ding, das ich mir selbst am liebsten wünschen mag, und je lieber ich einen habe, um so mehr auch diesem. Du sagst: das ist freilich ein köstlich Ding, aber wie kommen wir dazu? und da muss ich Dir denn schon noch einen Wunsch aufschreiben, der angibt wie wir dazu gelangen mögen, nemlich Lucas 10,42: Eins ist not! Lassen wir uns das gesagt sein, so muss es wohl gehen mit dem Festwerden des Herzens. Du verstehst mich wohl, was ich mit dem Eins ist not meine, nemlich dass Du nicht Sanscrit lernen sollst u. dergl., nicht ins Weite schweifen, sondern in einer in die Tiefe gehenden Beschäftigung Ruhe und Glückseligkeit suchen. Dazu sollte ich nun freilich meinen, sei die Theologie, über die Du klagst, ganz besonders geeignet; aber ich weiss wohl, Eines schickt sich nicht für alle. Indessen wäre es doch vielleicht möglich, dass nicht das Wesen der Theologie, sondern nur diejenigen Seiten, welche sie Dir zufällig bis jetzt zugekehrt, Dir zuwider wären. Daher will ich Dir einen Vorschlag zu einer theologischen Tätigkeit machen, die Dir vielleicht auf einige Zeit taugt. Du bist wie ich mit der Theologie nicht zufrieden, wenn du nicht philosophischen Gehalt in ihr findest; Du bist ferner mit mir überzeugt, dass Hegels Philosophie sich besonders eigne, die Theologie daraus zu begreifen; endlich teilst Du wohl mit mir die Ueberzeugung, dass diese Anwendung in Marheineke's Dogmatik nur sehr unvollkommen gegeben sei, dass also jeder sie für sich selbst noch zu machen habe. Sie wäre aber nach dem Geiste und der Methode dieser Philosophie so zu machen, dass bei jeder Lehre der christlichen Dogmatik zuerst die neutestamentliche Vorstellung verständig in Begriffe gefasst, hierauf zweitens auf negativ vernünftige Weise in diesen Verstandesbegriffen und somit auch in den ihnen zu Grunde liegenden Vorstellungen die Widersprüche nachgewiesen und jene Begriffe vernichtet, — endlich aber drittens durch das positiv vernünftige Verfahren aus jener Negation wieder hergestellt würden. Die einzelnen Teile dieses Verfahrens dürfen wir nicht erst machen, sondern haben sie historisch vor uns, z. B. in der Lehre von Gott sind die Vorstellungen in der Bibel, — die abstrakt verständigen Begriffe bei den Kirchenvätern und Scholastikern — die negativ vernünftige Vernichtung bei den Atheisten und Materialisten der vorigen Jahrhunderte, — die positive Wiederherstellung des Begriffs in der neuesten Philosophie zu suchen, welche aber besonders noch das Geschäft hätte, jenen so gegebenen Stoff in die gehörige und begriffsgemässe Form zu stellen. Du nun, mein Bester, repetierst gegenwärtig die Dogmengeschichte [1]), da hast Du den erforderlichen Stoff, und in Deiner Kenntnis der Hegel'schen Philosophie hast Du die Form, mache Dir also ein Manuscript, in welchem Du die christlichen Dogmen nach einander nach bestem Vermögen so behandelst. Hätte ich nicht Hegel's Logik zu studieren, so würde ich dasselbe tun, und ich denke, es werde auch Dir ein anziehendes Geschäfte sein. Denke nicht: das ist zu schwer u. dergl., tue nur, was Du kannst, ein Muster findest Du an Hegel's Behandlung der Beweise für das Dasein Gottes in der Einleitung der Encyklopädie, auch bei Marheineke an etlichen Stellen. Ich wünsche, dass Du meinen Vorschlag nicht unversucht zurückweisest und mir bald eine Probe sendest, woraus sich dann vielleicht ein erbaulicher Briefwechsel entspinnt.

1) Vgl. noch den Hutterus [1]) und Tzschirners Dogmatik.

---

1) Gemeint ist ohne Zweifel HASE's Hutterus redivivus, der einige Jahre vorher in erster Auflage erschienen war.

Jetzt endlich komme ich auf Beantwortung Deines lieben Schreibens. Kaum war mein letzter Brief ein paar Stunden fort als es kam. — — Indem ich Dir jetzt auch den Aufsatz über Schleiermacher sende, bitte ich Dich nur ihn chronologisch, d. h. nach seinem Geburtsjahr zu würdigen, dessen Gepräge er natürlich ganz trägt.

Leb wohl, sei herzlich gegrüsst
von Deinem
treuen Freund
D. F. Strauss.

Herzlich dankend sende ich Dir auch die Rede von Hegel zurück, sie muss in einem gestörten Mittagsschlaf geschrieben sein.

Der zweite Brief[1]) kommt aus Berlin, wo Strauss sich seit November 1831 aufhielt. Ich lasse den Eingang und den Schluss weg. Er lautet im übrigen:

Berlin, den 11. März 1832.

— — — Dass es mir hier gut geht, hat Dir, wie ich aus Deinem Briefe vernehme, mein Vater geschrieben, und es ist auch wahr, doch scheinst Du Dir das geistige Leben, welches mir hier zugänglich ist, etwas gar zu schön auszumalen. Ich war am Anfang, nach Hegel's Tod und als ich noch keinen Bekannten hatte, der zum Umgang für mich taugte, einige Zeit lang ziemlich bankrott, und brachte es erst nach einiger Zeit dahin, dass es mich nicht gereute, hier zu sein, bis mir endlich sogar die Lust kam, auch den Sommer noch hier zu bleiben, was aber jetzt wieder entschieden verworfen ist. Mir den hiesigen Aufenthalt angenehm zu machen, dazu trug am meisten die Bekanntschaft eines Licentiaten der Theologie, Vatke, bei, der, einige Jahre älter als ich, mit einer tüchtigen Hegel'schen Schule eine gründliche Gelehrsamkeit, besonders im Orientalischen, verbindet und in allen Hauptpunkten mit mir einverstanden ist. Mit diesem habe ich, auf Spaziergängen im Tiergarten oder zu Hause, alles Mögliche durchgesprochen, selbst Plane gemacht, was sonst nicht meine Sache ist. Ich hoffe, diese Freundschaft nicht bloss für mich geschlossen zu haben, sondern auch von Euch jeden, der künftig nach Berlin geht, mit Erfolg an diesen Freund weisen zu können. Aber wer auf Philosophie reist, der soll wenigstens der Vorlesungen wegen nicht nach Berlin sich bemühen, da die philosophische Fakultät, indem nun auch von einer Berufung Gablers nichts mehr verlautet, gar nicht viel bedeuten will. Es ist Ritter da, — als Historiker schätzenswert; es ist Henning da, bei welchem ich nicht ohne Nutzen Logik gehört habe, indem er unerschöpflich an concreter Anwendung und Erläuterung der logischen Begriffe ist; auch Michelet hat manches Gute, — im ganzen aber erinnerten mich diese Herren doch gar zu lebhaft an jenen Stock in den Reiseschatten, über den der Professor Jahre lang hingesprochen, und der auf diese Weise auch ein Professor geworden war. Dagegen ist freilich die theologische Fakultät glänzend besetzt. Nun, Marheineke spricht in seinen Vorlesungen nicht viel anders als in seinen Büchern; aber dieser wunderbare Schleiermacher, den lernt man doch genauer kennen, wenn man seine Vorlesungen hört, seine Predigten besucht, oder wenn man, was aber selten, das Glück

1) Aus dem — im Folgenden weggelassenen — Eingang des Briefs geht hervor, dass Strauss und Georgii in der Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten Brief einmal zusammengetroffen waren. Ohne Zweifel hatten die Freunde in dieser Zeit einander auch geschrieben, wie ja am Schluss des ersten Briefs auch ein Schreiben erwähnt ist, das vor diesen fällt, aber nicht erhalten ist. Georgii scheint damals die Briefe des Freundes noch nicht regelmässig aufbewahrt zu haben.

hat mit ihm in Gesellschaft zu sein. Er steht unter allen Professoren auch beim Publicum in Berlin in der grössten Achtung. Von seinen Predigten bringe ich Euch einige gedruckt, alle übrigen die ich hörte in ausführlichen Entwürfen mit, die ich mir davon gemacht habe. Am klarsten ist er mir vollends in seinem Leben Jesu geworden, von welchem ich ein wörtlich nachgeschriebenes und nachher ins Reine geschriebenes Heft zu lesen bekam; da weiss sein Scharfsinn Beziehungen oder Widersprüche zu entdecken, auf die man selber gewiss nie verfallen wäre, aber das Resultat ist durchaus unbefriedigend und steht insofern wesentlich auf dem Paulus'schen Standpunkte, als er sich über das Individuum, Christus, noch nicht zum Geiste erhoben hat, — daher wird einerseits an diesen neutestamentlichen Berichten noch zu sehr gehangen, andererseits, damit sie nicht gar zu übernatürlich herauskommen, daran gedreht. — Was Marheineke noch betrifft, so war es mir eine Befriedigung zu sehen, dass er die Dogmatik in der Vorlesung so traktiert, wie ich es immer desiderierte von einer Hegel'schen Dogmatik, dass er von der biblischen Vorstellung durch die kirchliche Entwicklung zum spekulativen Begriff fortschreitet. Der Mangel bei ihm ist nur, dass er über dem positiven Moment im Verhältnisse des spekulativen Begriffs zur biblischen und kirchlichen Vorstellung — das ebenso wahre negative Moment zurücksetzt, weil er eben nur ein dogmatischer, nicht auch dialektischer Geist ist. Von Rosenkranz habe ich hier auch die Naturreligion und die theologische Encyklopädie gelesen, muss aber sagen, dass ich wenig befriedigt worden bin. Beides sind leicht zusammengefügte Arbeiten, die Hegel'schen Ideen ziemlich nachlässig verarbeitet; der Mann schreibt zu viel, dies ist auch hier die Meinung derer die ihn kennen. Entschieden verfehlt ist wohl in der Encyklopädie die Stellung der Dogmatik an die Spitze; wie will sie sich hier von einer philosophischen Theologie unterscheiden? sie gehört wesentlich an den Schluss, als die Zurücknahme des gesamten theologischen Stoffs in den Geist. So stellt sie auch Marheineke in seiner Encyklopädie. — —

Im Frühjahr 1832 trat Strauss im Tübinger Stift als Repetent ein. Und sofort eröffnete er auch seine Lehrtätigkeit an der Universität mit einer Vorlesung über Logik und Metaphysik [1]). Unter den Hörern war auch L. Georgii, in dessen Nachlass sich noch ein Kollegheft von dieser Vorlesung gefunden hat. Dass der freundschaftliche Verkehr zwischen Strauss und Georgii nun seine Fortsetzung fand, ist oben schon bemerkt [2]). Schon am Schluss des Semesters indessen ging der letztere von der Universität ab, um zunächst eine Hauslehrerstelle in Kirchheim u. T. anzunehmen.

Dahin ist Strauss' nächster Brief an Georgii (vom 30. Dezember 1832) gerichtet. Der Briefschreiber entschuldigt sich wegen langen Schweigens mit

1) Ich benütze diese Gelegenheit, um eine falsche biographische Notiz in meiner Abhandlung über David Friedrich Strauss (An der Grenze der Philosophie S. 390, Anm. 10) richtig zu stellen. An der Universität gelesen hat Strauss nicht, wie dort angegeben ist, vom Wintersemester 1832/33 bis zum W.S. 1833/34, sondern vom Sommer 1832 bis Sommer 1833. Die erste Vorlesung, über Logik und Metaphysik, ist schon im Sommersemester 1832 gehalten.

2) Dieser Verkehr scheint aber mit einer Verstimmung geschlossen zu haben, die in Strauss noch einige Zeit nachwirkte, wie der Brief an G. Binder vom 5. Januar 1833 zeigt (über diesen s. die nächste Anmerkung). Dass dieser Konflikt aber nicht so schwer genommen werden darf, wie die Darstellung Theob. Zieglers (Dav. Fr. Strauss I S. 107) dies vermuten lässt, beweisen die folgenden Briefe.

einem taedium scribendi, das ihn „aus Anlass eines Berliner Briefes ergriffen“ habe: „Maerklin und Binder nämlich schrieben mir in Beziehung auf das Projekt einer Zeitschrift so als ob wir hier zu Lande schon einen Verleger hätten und nur anfangen dürften drucken zu lassen, während doch Loeflund wieder auf die Hinterbeine getreten ist und ich selber wenig Lust habe, für jetzt mit der Theologie mich einzulassen. Nun wusste ich lange nicht was antworten, und so oft ich einen Brief schreiben wollte, stellte sich der dringendere nach Berlin dazwischen, der aber doch nie zur Ausführung kam“ [1]). Im gleichen Brief wünscht Strauss von Georgii Mitteilungen über eine Weilheimer Somnambule, — Weilheim liegt in der Nähe von Kirchheim — ; ferner ist die Rede von einer Zusammenkunft der Freunde, die demnächst stattfinden soll.

Auf diese Begegnung, die wirklich zustande kam, nimmt der Brief vom 8. Februar 1833 Bezug. Derselbe gibt uns einen interessanten Einblick in den damaligen Gemütszustand des Briefschreibers:

Tübingen, den 8. Februar 1833.

— — — Von mir selber hätte ich Dir wohl manches zu sagen gehabt, wenn es Zeit und Ort gewesen wäre. Es will mir, trotz aller redlichen Arbeit und äusseren Successes derselben, doch nicht gelingen, mir im Innern Ruhe und Frieden zu verschaffen. Die etwaigen Gründe davon will ich hier nicht auseinander setzen; denn soweit sie mir selbst nicht verborgen sind, kannst auch Du dieselben wissen. Es ist aber oft schon so bei mir geworden, dass ich den Vorsatz fasste, meine ganze hiesige Existenz aufzugeben und mich als Vikar im einsamsten Dorfe zu vergraben. Dass mir wenigstens jede Veranlassung lieb wäre von da weg zu kommen, ist gewiss; vor eigenmächtigen Schritten scheue ich mich abergläubisch. — — —

Von da ab stockt der Briefwechsel fast zweieinhalb Jahre. Zusammengetroffen sind aber die Freunde, wie es scheint, in dieser Zeit wiederholt. So erzählt Strauss z. B. in einem Brief an G. Binder vom 23. Oktober 1834 von einem Besuch, den er mit einigen Freunden im Pfarrhaus zu Dörrenzimmern gemacht habe [2]). Georgii war nämlich inzwischen Pfarrer in Dörrenzimmern geworden und hatte sich dahin verheiratet. Strauss aber schrieb in diesen Jahren sein Leben Jesu, und diese Arbeit bedeutete für ihn die innere Befreiung. Die verzweifelte Stimmung, von der der letzte Brief berichtet hatte, war einer behaglichen und zuversichtlichen gewichen. Davon zeugt auch der Brief an Georgii vom 11. Juli 1835, der ganz kurz nach dem Erscheinen des ersten Bandes des Lebens Jesu geschrieben ist:

Tübingen, den 11. Juli 1835.

Dein erster Brief fand mich in Ludwigsburg, wie ich eben von einer kleinen Reise auf den Schwarzwald und nach Strassburg zurückkam, welche ich grösstenteils mit unserem gemeinschaftlichen Freunde Hopf gemacht, und auf welcher ich viel Vergnügen

---

1) Er wurde schliesslich doch geschrieben, nämlich am 5. Januar 1833. Abgedruckt ist er bei Th. Ziegler, a. a. O., Deutsche Revue 1905, 30. Jahrgang II S. 342 ff.

2) Deutsche Revue a. a. O. S. 345.

gehabt hatte. Unser lieber Hopf hat in seinem Bösingen in einem sehr kleinen, aber neugebauten Häuschen eine allerliebste Junggesellenhaushaltung, welche ihm seine Schwester führt, er hat sich nach und nach alle nötigen Möbel angeschafft, nur noch keinen Spiegel, auch um das Haus her einen 6 Schuh breiten Garten angelegt, in welchem das Nötigste wächst, und wo selbst ein Gartenhäuschen steht, in dem man den Kaffee trinken kann. Dem Haus gegenüber das Kirchlein mit einem bretternen Turm, welchen eine Linde beschämt zu verdecken sucht. Eine Viertelstunde vom Ort eine Klinge mit Tannenwald bewachsen, in welchem ganz überraschend, weil nirgendsher sichtbar, auf einmal ein ungeheurer Turm ältester Bauart und unzerstörlich, emporsteigt. So viel von Hopf, von welchem zu erfahren Dir gewiss von Interesse ist. Schon aus der beschriebenen, behaglichen Einrichtung folgt, dass er gern da ist und im allgemeinen zufrieden lebt.

Deinen l. Brief hätte ich gleich beantwortet, aber da sein Hauptinhalt Hase's Leben Jesu, das ich Dir schicken sollte, betraf, so hatte ich dieses nicht nur in Ludwigsburg, wo ich noch einige Zeit blieb, nicht zur Hand, sondern auch hier konnte ich die 2. Auflage, die Dir doch interessanter sein wird zu bekommen, weil ich sie selbst nicht besitze, erst jetzt von unserem Freund Dorner [1]) erhalten, der Dich mit derselben grüssen lässt. Ehrlich gestanden aber zweifle ich, ob das Buch auch in seiner neuen Auflage wert ist, dass Du Dich näher mit demselben befassest und Deine besseren Gedanken an dasselbe knüpfest. — —

Sehr erwünscht wäre es mir, mit Dir und Deinen Studien wieder in nähere Verbindung zu treten, wie früher eine solche zwischen uns bestand. Ich weiss in der Tat nicht recht, wodurch sie gelöst worden: zunächst freilich hätte ich Dir nach unserem Besuch im vorigen Herbst schreiben sollen; allein Du weisst ja wohl, wie das aus unverfänglichen Ursachen unterlassen wird; diesmal waren es bei mir Geschäfte, die mich so gleichmässig in Atem erhielten, dass ich den ganzen Winter nach allen Seiten ein schlechter Correspondent war. Jetzt, denke ich, könnte es wieder anders werden, wenn Du Lust hast; Deine Briefe treffen mich sicher hier, denn wenn Du auch hören solltest, ich sei wegen meiner kürzlich erschienenen Schrift vom Amt gejagt, so glaube das nicht; nur eine Anfrage vom Studienrat ist an mich ergangen, wiefern die Ansichten jenes Buches verträglich seien mit meiner Stellung an einer Bildungsanstalt für Geistliche, die sich einst im Volksunterricht auf die Evangelien stützen sollen?

Diese Anfrage sollte ich eigentlich heute endlich beantworten, und schliesse daher — —

Der Optimismus, der aus den letzten Zeilen spricht, wurde sehr bald schon Lügen gestraft. Am 11. Juli ist der Brief an Georgii geschrieben. Am 12. ging die Erklärung an den Studienrat ab, und schon am 23. Juli wurde Strauss seiner Repetentenstelle enthoben und auf eine Lehrstelle am Ludwigsburger Lyzeum versetzt. Allzu unglücklich übrigens war er damals über diese Wendung seines Geschickes nicht, so gross seine Empörung über die ihm widerfahrene Massregelung war. Es stand ihm frei, sich an der Universität zu habilitieren, wenn nicht an der theologischen, so doch an der philosophischen Fakultät. Und die letztere hätte ihm, da kirchliche Bedenken für sie nicht bestanden, ihre

1) Ueber J. A. Dorner, der ein „Compromotionale" Georgii's war, vgl. auch E. Zeller, Erinnerungen eines Neunzigjährigen S. 70 f.

Pforten nicht verschliessen können und zweifellos auch nicht verschlossen[1]). Allein mit dem Sommersemester 1833 hatte er seine philosophische Lehrtätigkeit an der Universität beendigt, um sich ganz auf die Theologie zu konzentrieren, und das rein philosophische Interesse war ihm abhanden gekommen. Dennoch hätte er ohne Zweifel diesen Ausweg gewählt, wenn er geahnt hätte, dass das für ihn die einzige Möglichkeit war, in die akademische Laufbahn hereinzukommen. Aber damals hatte er die Hoffnung auf eine künftige theologische Lehrtätigkeit, an der ihm alles lag, noch nicht aufgegeben. Für den Augenblick war er zufrieden, dass er noch so viel Urlaub erhalten hatte, um in

1) Aehnlich hat E. Zeller, auch zuletzt noch, geurteilt, D. Fr. Strauss, S. 43, Erinnerungen eines Neunzigjährigen S. 103. Anderer Ansicht scheint Th. Ziegler zu sein, D. Fr. Strauss I S. 118. Doch ist Zieglers ganze Darstellung hier nichts weniger als einwandfrei. Worauf will Ziegler z. B. die Behauptung gründen, Strauss habe seine philosophischen Vorlesungen eingestellt, „nicht um die zur Abfassung des Lebens Jesu nötige Zeit zu finden, wie Zeller meint, sondern weil ihm die Tübinger philosophische Fakultät das Lesen erschwert und verleidet“ habe? Wie es scheint, allein auf den Brief an Binder vom 5. Januar 1833, Deutsche Revue a. a. O. S. 342 ff. Hier ist von Differenzen die Rede, die Strauss mit der philosophischen Fakultät gehabt hatte. Ganz abgesehen davon aber, dass Strauss dieselben in eben diesem Brief ganz und gar nicht tragisch nahm, haben sie ihn keineswegs gehindert, auch noch im Sommer 1833 ein philosophisches Kolleg zu lesen. Dafür jedenfalls, dass sie ihm das Halten philosophischer Vorlesungen verekelt haben, findet sich nicht der geringste Anhaltspunkt. Es wird also hierüber bei der Annahme Zellers, der in der fraglichen Zeit als älterer „Stiftler“ mit dem Repetenten Strauss in freundschaftlichstem Verkehr stand, es also wissen musste, sein Bewenden haben. Auf die erwähnten Differenzen selbst genauer einzugehen, habe ich hier keinen Anlass. Ich begnüge mich festzustellen, dass Theob. Ziegler sie, wie ich auf Grund meiner Kenntnis der Akten sagen kann, in keineswegs richtige Beleuchtung gerückt hat; sein Urteil über das Verhalten der beteiligten Mitglieder der philosophischen Fakultät, namentlich H. C. W. Sigwart's, dem er auch sonst ein reiches Mass gereizter Antipathie entgegenbringt, ist einseitig und ungerecht. Die Repetenten des „Stifts“, der bekannten württembergischen Bildungsanstalt für Theologen, die mit der Tübinger Universität nur in losem Zusammenhang steht, hatten damals nach altem Herkommen als solche, d. h. vermöge ihres Amts, in das sie lediglich auf Grund ihrer theologischen Examensnote und ohne jede Mitwirkung der philosophischen Fakultät berufen wurden, das Recht, auch in der philosophischen Fakultät über beliebige Gegenstände, also nicht bloss über philosophische, sondern auch über philologische und historische, Vorlesungen zu halten. Das war eine venia legendi, die weit über das Mass der irgend einem regulären Universitätsdozenten zustehenden Befugnisse hinausging, gegen die eben darum die philosophische Fakultät Jahrzehnte lang ankämpfte. Das Aeusserste nun, was die Fakultät damals forderte, war nach Strauss' eigener Darstellung, dass die Repetenten, wenn sie über Fächer der philosophischen Fakultät lesen wollten, sich in diesen vorher habilitieren sollten. Und das war, wie Strauss selbst sagt, „unbedeutend genug“ (Deutsche Revue a. a. O. S. 343 f.). Ihn und seine Gesinnungsgenossen von der Habilitation auszuschliessen, lag der philosophischen Fakultät gänzlich fern. Strauss hätte sich also, wie dies kurz nachher sein Freund Fr. Th. Vischer wirklich getan hat, recht wohl in der philosophischen Fakultät habilitieren können, und für den Privatdozenten wären die Differenzen, die die philosophische Fakultät mit dem Repetenten hatte, gegenstandslos gewesen, also von selbst fortgefallen. Zieglers Entrüstung ist darum in der Hauptsache wenig angebracht. Wenn er es gar für möglich, ja für nicht ganz unwahrscheinlich hält, dass der „grosse Erfolg seiner Vorlesungen Strauss ermutigt hätte, sich trotz der theologischen Pläne, mit denen er sich schon von Berlin

Ruhe den zweiten Band seines Werkes abschliessen zu können[1]). Und noch ist die Befriedigung, die ihm diese Arbeit gewährt, stark genug, um die Zukunftssorgen niederzuhalten. Aus dieser Stimmung heraus ist der Brief an Georgii vom 26. August 1835 geschrieben:

Tübingen, den 26. August 1835.

Dass ich Deinen angenehmen Brief so lange nicht beantwortete, hast Du diesmal gewiss von selbst zum Guten ausgelegt, indem Du von Deinem Schwager und von Nachbar Kern erfahren haben wirst, dass seit Erhalt desselben allerlei Unruhe und Geschäft über mich ergangen ist. Jetzt bin ich in dem Hause der Frau Kern, das sich mir gastfreundlich geöffnet hat[2]), acclimatisiert und auch mit meinen Geschäften sehe ich so weit hinaus, dass ich heute daran gehen will — mit Dir wie billig, anfangend — in meiner Correspondenz wieder aufs Laufende zu kommen. — —

Was Du mir von Deiner Arbeit über die Besessenen des Neuen Testaments schreibst, hat ganz meinen Beifall, und wird mit dieser ausführlichen Untersuchung das Wenige, was ich im Zusammenhang meiner Schrift darüber geben kann, in keiner

---

her trug, ganz der Philosophie zuzuwenden und auf eine philosophische Professur hinzuarbeiten", und mit Emphase hinzusetzt: „die Philosophen Tübingens haben ihm die Lust dazu gründlich genommen", so ist diese Vermutung gänzlich haltlos — davon nicht zu reden, dass Strauss so schwachmütig gar nicht war, dass er sich durch etwaige Unfreundlichkeiten Sigwart's und Eschenmayer's von seinem Wege hätte abdrängen lassen. Was ihn in Wirklichkeit abgehalten hat, sich der philosophischen Laufbahn zuzuwenden, geht mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit aus einem Brief an Rapp vom 7. Mai 1837 hervor. Da berichtet er dem Freund, dass manche theologischen Punkte, die ihm früher am Herzen lagen, ihn nicht mehr interessieren, und fährt dann fort: „Es ist ähnlich, wie gegen den Schluss meiner philosophischen Vorlesungen in Tübingen das Interesse für Philosophie rein als solche in mir abzusterben begann und seitdem nicht wieder erwacht ist" (Ausgew. Br. S. 35). Später sagt er in einem Brief an Fr. Th. Vischer, vom 13. Oktober 1850, geradezu: „Zur Philosophie als solcher habe ich kein Talent"; seinen Beruf findet er hier darin, „zwar von allgemeinen, von philosophischen Gesichtspunkten aus ... — aber doch ein bestimmtes Fach zu bebauen". Wer Strauss' wissenschaftlicher Entwicklung unbefangen folgt, wird diese Selbsteinschätzung mindestens begreiflich finden. Soviel aber lässt sich mit Sicherheit sagen: Strauss hat sich nach seiner Entfernung von der Repetentenstelle darum nicht für Philosophie habilitiert, weil er zu dieser damals keine Neigung hatte.

1) Verständlich wird diese ruhige Auffassung der ihm zu Teil gewordenen Behandlung doch auch, wenn man bedenkt, dass seines Bleibens in der Tübinger Repetentenstelle ohnehin nicht mehr lange gewesen wäre. Die Zeit, die einem Repetenten nach damaliger Uebung für Bekleidung seiner Stelle bestimmt war, war bereits überschritten, und schon seit dem Frühjahr 1835 war Strauss dem Gedanken, sich um eine definitive Anstellung zu bemühen, näher getreten, vgl. den Brief an Binder vom März 1835, Deutsche Revue a. a. O. S. 346. Aus diesem Brief geht übrigens auch hervor, dass Strauss schon damals ernsthaft mit der Möglichkeit rechnete, dass sein im Entstehen begriffenes Buch ihn um eine kirchliche Anstellung bringen werde. „Dann müsste ich freilich, setzte er damals hinzu, mich zu einer Lehrstelle bequemen". In keinem Fall also ist die Versetzung nach Ludwigsburg für Strauss etwas ganz Ueberraschendes gewesen. Selbstverständlich sollen diese Bemerkungen nicht das Vorgehen des Studienrats rechtfertigen. Nur das soll festgestellt werden, dass die Entfernung Straussens aus seiner Repetentenstelle für seinen äusseren Lebensgang keine so entscheidende Bedeutung hatte, wie gewöhnlich angenommen wird, und dass er selbst seine Lage auch keineswegs so verzweifelt ansah.

2) Zu diesem Haus vgl. E. Zeller, Erinnerungen S. 36.

Weise kollidieren; ich hätte sehr gewünscht es noch benützen zu können, da an unbefangenen und gründlichen Untersuchungen über diesen Punkt unsere Literatur keineswegs reich ist. Ohne Zweifel hast Du indes von der Redaktion der Studien [1]) Antwort und wirst mir den weiteren Verlauf der Sache mitteilen. Die Leute sind freilich etwas furchtsam und in Schleiermacher'scher oder vielmehr Lücke'scher Halbheit befangen, doch wird gewiss die Gründlichkeit Deiner Arbeit ihre diesfallsigen Bedenklichkeiten überwinden. Ich habe dabei auch noch die besondere malitiöse Freude, dass auch einmal wieder eine gründliche Arbeit eines Württembergers der elenden Tübinger Zeitschrift [2]) entzogen wird, welche in ihrer Steudel'schen Engherzigkeit sich lieber mit dem Trivialsten begnügt, als dass sie hellere Köpfe in ihre Kreise zuliesse; so habe ich erst kürzlich auch den Repetenten Weizel überredet, eine Untersuchung über die neutestamentliche Eschatologie gleichfalls in die Studien zu schicken. Dass Du meiner Schrift eine freundliche Zuflucht in Deiner Studierstube eröffnet hast, hat mir umso wohler getan, in je wenigeren geistlichen Studierzimmern sich dieses mein unglückliches Kind einer solchen Aufnahme zu erfreuen hat. Zum Glück habe ich mich auf dieses Geschrei des Unverstandes, wiewohl ich es mir nicht ganz so arg dachte, im Voraus gefasst gemacht und geniesse fortwährend die Befriedigung, mich an diesem Werk aus einem Zustand geistiger und gemütlicher Zerfallenheit und fast Verzweiflung in einen gesunderen herausgearbeitet zu haben, und fortwährend, indem ich vor dem Druck das Concept noch bessere, herauszuarbeiten. Sofern bis zum Herbst — (solange habe ich noch Urlaub erhalten) — der Druck des 2. Bandes nahezu vollendet und mir also diese Angelegenheit vom Herzen genommen sein wird, so hoffe ich auch in der Schulmeisterstelle in Ludwigsburg es einige Zeit aushalten zu können. Mein lebhafter Wunsch ist, hier noch so bald wegzukommen, dass ich vor dem Ende der Ludwigsburger Herbstvakanz noch einen kleinen Ausflug zu Euch machen kann: obs möglich wird, steht aber freilich noch sehr dahin. Es wird Dich interessieren zu erfahren, dass ich unlängst von Marheineke einen Brief erhalten habe, in welchem er sich zu meinem Buch weit freundlicher, als ich erwartet hatte, stellt und ein solches Werk für verdienstlich und notwendig erklärt, wobei er zugleich über die Pietisten und Pfaffen, deren Umtriebe in Preussen immer stärker werden, sehr bedeutend schimpft. — —

Von Georgiis Abhandlung über die Dämonischen ist auch in den folgenden Briefen viel die Rede [3]). So schreibt Strauss im nächsten, vom 16. September:

— — Ich kann nicht einsehen, warum Du mit Deiner Abhandlung über die Dämonischen, welche manchem in unserer Zeit ein Schlüssel zum Verständnis werden könnte, nicht herausrückst. Was Du mir von den apostolischen Vätern schreibst, scheint mir deswegen nicht streng beweisend, weil wir bei Josephus entschieden Dämonische finden. Allein was verlieren wir, wenn die Besessenheit auch schon zu Jesu Zeit Volksvorstellung war? Das wird den Gang Deiner Untersuchung nicht wesentlich ändern können. — —

Der Besuch, den Strauss im vorhergehenden Brief dem Freund versprochen hatte, wird zweifelhaft. Noch halten ihn die Korrekturen für den 2. Band des

1) Gemeint sind die von Ullmann und Umbreit herausgegebenen Theologischen Studien und Kritiken.

2) Gemeint ist die „Tübinger Zeitschrift für Theologie“.

3) Sie hat sich in Georgii's Nachlass gefunden. Doch scheint sie nicht veröffentlicht worden zu sein.

Lebens Jesu fest. Der Plan kommt aber dennoch zur Ausführung. Und der Brief vom 16. Oktober 1835 erzählt von der Heimfahrt. Dass STRAUSS sich schon damals halb und halb mit der Hoffnung auf eine Berufung nach auswärts trug, zeigt eine gelegentliche Bemerkung in diesem Brief:

— — mir bleiben jedenfalls auch diese letzten Augenblicke unseres Zusammenseins besonders teuer, obwohl es nicht den Anschein hat, als ob es ein Abschied auf länger gewesen sei, sondern Du triffst mich nächsten Sommer unfehlbar als Schulmann hier.

Der nächste Brief, vom 7. November 1835, begleitet eine Büchersendung an GEORGII. STRAUSS ist nun in Ludwigsburg aufgezogen.

— — Das Schulamt ist nun angetreten, aber sonst werde ich nicht viel tun können, da ich mich einer Augenkur habe unterwerfen müssen, die mich an vielem Nachtstudieren hindert, auch empfinde ich bereits die Entfernung von Bibliotheken, wiewohl ich die Stuttgarter benützen darf. —

Sein Trost in der Ludwigsburger Verlassenheit ist der Umgang mit E. KAUFFMANN, mit dem er „Hegels Aesthetik zu lesen angefangen" hat. Dass er übrigens der neuen Tätigkeit auch eine gute Seite abgewinnen kann, zeigt ein Brief an GEORGIIS Frau, der kurz nachher, „an Martini 1835", geschrieben ist. Er schickt der Frau Pfarrerin den „Kater Murr" und bemerkt dazu:

— — wenn Sie nur auch Unterhaltung an dem phantastischen Zeug finden — am Ende habe ich zu viel Rühmens davon gemacht; lassen Sie nur ein tüchtiges Stück davon weg, ehe Sie den Mut sinken lassen — uns wenigstens hat es bei der Lektüre bald angezogen und dann fortwährend gefallen, so dass wir das Abbrechen mit dem zweiten Band gar nicht ertragen konnten. Pfarrer Zahn[1]) behauptete (oder sie) auch schon einen dritten Teil gesehen zu haben, und wir ruhten nicht, bis wir ihn hatten: das war eine Fortsetzung von einem Pfuscher — machen Sie also dergleichen keinen Versuch. —

Am Schluss des Briefes schreibt er dann:

— Ihre freundliche Teilnahme erkundigt sich nach meinem Befinden in meiner hiesigen Stellung. Im allgemeinen habe ich glaub' ich das letztemal geschrieben, seit ich mein Amt angetreten, gehe es besser, als so lang ich es nur erst im Prospekt hatte: nun bin ich acht Tage im Geschäft und kann sagen, dass ich mich immer besser darein finde, namentlich auch weil ich vieles — teils wieder, teils neu — lerne. —

Lange indessen hält diese Stimmung nicht vor. Schon vier Wochen später, am 12. Dezember, spricht er sich anders aus:

Ludwigsburg, den 12. Dezember 1835.

— — Wenn ich mich nur auch einer theologischen Arbeit rühmen könnte, die ich unter den Händen hätte; allein ich komme hier und bei dem Schulgeschäft, so klein dies auch ist, zu nichts dergleichen, sondern treibe mich nur mit Philologie

1) Von Klein-Ingersheim. Von ihm hatte er das Buch entliehen.

herum. Nächstens indess wird dies auch das Zweckmässigste sein, was ich tun kann; denn wenn, wie die Zeitung wissen will, mein Buch in Preussen verboten wird, so verschwindet für mich die Hoffnung, auf einer deutschen Universität angestellt zu werden, und ich muss mich auf das philologische Lehrfach als das Einzige legen, was mir noch übrig bleibt. An dieser Fatalität mit Preussen ist mir niemand schuldig, als das verwünschte junge Deutschland, mit dessen Romanen etc. man nun mein Buch in eine Kategorie wirft, und wie jene, so auch dieses verbieten zu müssen glaubt. — —

In einem Brief vom 17. Januar 1836 ist zunächst von Büchern der Stuttgarter Bibliothek die Rede, die GEORGII durch STRAUSS' Vermittlung entliehen hatte; der Briefschreiber erkundigt sich ferner nach dem Schicksal einer Arbeit, die GEORGII, wie jener annimmt, ULLMANN für seine Zeitschrift angeboten hatte — nach dem Zusammenhang handelt es sich um die Abhandlung über die Dämonischen, über deren Verhältnis zu seinem Leben Jesu STRAUSS Genaueres erfahren möchte. Der Brief fährt dann fort:

Ludwigsburg, den 17. Januar 1836.

— — Neulich hätte ich Dir die Mitarbeiterschaft an einer theologischen Zeitschrift verschaffen können, aber ich habe sie auch für mich ausgeschlagen. Jener Licentiat Bauer nemlich, der meine Schrift in den Berliner Jahrbüchern so töricht recensiert hat, schrieb mir gleichzeitig, er errichte mit anderen Hegelianern eine theologische Zeitschrift und ich möge auch mitarbeiten: ich habe mich aber durch Vatke schönstens bedanken lassen und geschrieben, da wollte ich lieber in Hengstenbergs Kirchenzeitung oder in Röhrs Predigerbibliothek Beiträge liefern. [1])

Die Nachrichten Deines Schwagers, die Du mir freundlich mitteiltest, und die um dieselbe Zeit eingelaufenen gleichlautenden meines Freundes Vatke, haben mich über das Schicksal meines Buches beruhigt; verboten wird es nun wohl nicht mehr, und was die übrige Stimmung über dasselbe betrifft, denke ich wie jener Tyrann, den Du wahrscheinlich besser weisst als ich — denn mir fällt er im Augenblick nicht ein: oderint, dum metuant.

Mit Deinem Urteil über den schwäbischen Almanach bin ich rücksichtlich des Mörike'schen Märchens und der Cordelia ganz einverstanden, wundere mich aber, dass Du den Felix Wagner nicht lobst, denn der hat mir mit einigen Ausnahmen, als genau und fleissig ausgeführte Charakterzeichnung, in der Art des Lorenz Stark von Engel, wohl gefallen [2]). Wir haben es jetzt hier so organisiert, dass alle Sonntag Abend bei Kauffmanns mit den Frauen etwas Belletristisches gelesen wird, während

---

1) Der Brief an VATKE ist abgedruckt bei BENECKE, WILHELM VATKE, S. 182—186. Die Recension des Lebens Jesu von BR. BAUER, die STRAUSS im Auge hat, war in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", Dezember 1835, N. 109 ff. erschienen. BR. BAUER hat sich aber auch nachher noch wiederholt mit dem Leben Jesu beschäftigt. Gegen alle diese Besprechungen hat STRAUSS sich im 3. Heft der Streitschriften gewandt (S. 3, S. 95 ff., bes. S. 100 ff.). Die von BR. BAUER geplante Zeitschrift ist die „Zeitschrift für spekulative Theologie", die von 1836 ab erschien, aber nur kurze Zeit am Leben blieb.

2) Der schwäbische Almanach, von dem hier die Rede ist, ist das „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten", herausg. von E. MÖRIKE und W. ZIMMERMANN, Stuttgart 1836, das u. a. enthält: Freuden und Leiden des Skribenten Felix Wagner, Novelle von A. TREUBURG, ferner: Der Schatz, ein Märchen von E. MÖRIKE, und: Cordelia, Novelle von A. TREUBURG.

die Woche durch bei mir von Kauffmann und mir allein fast alle Abende etwas Wissenschaftliches. Mit Hegels Aesthetik Band 1, sind wir nun fertig, und es tut uns ordentlich weh, von diesem ebenso geistreichen als gemütlichen Werk haben Abschied nehmen zu müssen. Jetzt haben wir Niebuhr's Römische Geschichte angefangen, wissen aber noch nicht, ob's fortgehen wird, es liest sich nicht gut vor. — —

Am 22. Februar spricht Strauss dem Freund, dem inzwischen ein Kind gestorben war, seine Teilnahme aus. Zwischen hinein kommt er auch auf seine eigenen Angelegenheiten zu sprechen:

Ludwigsburg, den 22. Januar 1836.

— — Bei mir steht es gegenwärtig mit dem laborare schlecht, und ich bin einzig auf das orare verwiesen, darum nemlich, dass dieser verzweifelte Interimszustand aufhören möge. Wenn Hegel sagt, alle die Zwischengeschöpfe, wie zwischen Säugetier und Vogel das Schnabeltier und dgl., seien die elendesten: so erfahre ich dies jetzt an mir in vollem Masse, der ich auch weder Fisch noch Fleisch, weder Geistlicher noch Lehrer, weder Präceptor noch Professor, ja selbst weder Württemberger noch Ausländer bin. Da kann nichts herauskommen, und ich bin nun so weit, dass mir jede Entscheidung und Fixierung, sie sei welche sie wolle, willkommen ist. — —

In wesentlich besserer Stimmung ist der folgende Brief, vom 4. April, geschrieben, in dem Strauss humorvoll von seinem Ludwigsburger Leben und Treiben erzählt. Eine zweite Auflage des Lebens Jesu ist notwendig geworden. Dieser äussere Erfolg scheint seinen Mut wieder aufgerichtet zu haben.

Ludwigsburg, den 4. April, Ostermontag, 1836.

— — Und die Wissenschaft? Bei mir, nach dem bekannten umgekehrten Verhältnis, schlägt sie, je mehr sie geistig brach liegt, desto mehr ins Fleisch, das heisst nicht, dass ich fett davon würde, was zum grossen Verdruss meiner Mutter auch ihrer Küche nicht gelingt, sondern insofern, als ich nun einen materiellen Success meiner Bemühungen in der Art zu spüren anfange, dass mir der Buchhändler die Notwendigkeit einer zweiten Auflage meines Lebens Jesu angekündigt hat, wozu ich mir, — der Druck soll in einigen Wochen schon anfangen, — auch Deinen Beistand erbeten haben will. Da ich nemlich aus den Recensionen der Gegner nichts lernen kann, so muss ich meine Freunde bitten, mir ihre Bemerkungen, Ausstellungen etc. mitzuteilen, damit sich die zweite Auflage mit Recht „verbesserte“ schreiben könne. D. h. ich will und kann sie nach dieser kurzen Zwischenzeit nicht umarbeiten, sondern nur im Kleinen und Einzelnen nachbessern, und was Du mir hiezu bieten kannst, tust Du gewiss gern. Schick mir zuerst für die ersten Partien was Du glaubst, dass ich benützen könne, und dann später das Weitere, damit es nicht zu spät kommt. — —

Von der zweiten Auflage des Lebens Jesu ist auch in dem Brief vom 25. April die Rede. Zugleich kommt Strauss hier auf den augenblicklichen Stand der Aussichten, die sich ihm auf eine Berufung nach auswärts eröffnet hatten, zu sprechen. Der Brief lehnt im Eingang eine Einladung des Freundes ab und fährt dann fort:

Ludwigsburg, den 25. April 1836.

— — Allein in den nächsten Wochen noch zu kommen, ist mir geradezu unmöglich. Erstlich wegen meines Schulamts, wo ich in meiner Stellung nicht ohne Not

Vakanz machen will, vielmehr meine Geschäfte in pedantischer Unterbrechungslosigkeit zu führen mir angelegen sein lasse, was Du von meiner Stimmung dem Studienrat und Konsistorium gegenüber leicht begreifen wirst. Dann machen mir auch die Arbeiten für die zweite Auflage zu tun, zumal ich auf Baur's Rat einen Abschnitt über den christlichen Mythus, seine Entstehung und seine verschiedenen Gestalten, und einen zweiten über die äusseren Zeugnisse für die vier Evangelien ausarbeiten muss. Weisst Du mir hierin Rat, so gib ihn. So müssen wir also, so leid es mir vor allen ist, unser Zusammenkommen bis weiter hinaus, etwa Herbst, aufschieben, wenn sich nicht etwa ein Zusammentreffen bei Rapp schon im Sommer veranstalten lässt wobei mir aber freilich die Freude, Deine liebe Frau zu sprechen, wahrscheinlich nicht zu teil werden würde. Von einer auswärtigen Anstellung wenigstens ist nicht zu befürchten, dass sie mich, wie der Geist den Philippus, wegreissen möchte ohne Abschied von meinen Freunden; denn mit den Gerüchten, die hierüber zum Teil selbst durch Zeitungen verbreitet worden sind, ist es nichts, indem ich von Heidelberg her gar nichts weiss, von Zürich aber nur, dass von einer Seite (Hitzig und Orelli) an mich gedacht, von der anderen aber aufs Aeusserste widerstanden wird, und zwar sind meine Freunde in der Minorität. Es hat aber natürlich nicht fehlen können, dass diese Gerüchte, welche auch durch Briefe aus der Schweiz unterstützt wurden, mich in einige Unruhe und Spannung versetzten, welche indessen jetzt, da ich gewiss weiss, dass nichts dahinter ist, sich auch wieder gelegt hat.

Während unser einer am liebsten auf und davon möchte, wird unser Freund Reuschle, von welchem ich kürzlich einen Brief gelesen habe, seinen auf zwei Jahre angeschlagenen Aufenthalt in Paris auf ein Jahr abkürzen und das zweite Reisejahr nach Berlin verlegen. Es ist eben neben der vis inertiae eine zweite ebenso starke die Kraft der Unruhe, und diese wirkt wenigstens gegenwärtig in mir unablässig, hat aber mit jener anderen dasselbe Resultat, nemlich dass nichts herauskommt. — —

Auf die Zeitungsgerüchte über die angebliche Berufung nach Zürich spielt auch der Brief vom Pfingstfest 1836 an:

Ludwigsburg, Pfingstfest 1836.

— — Bei mir steht es so, dass ich vorderhand noch Württemberger bin und die Zeitungsschreiber der Teufel holen soll mit ihren vorlauten Reden. Ad vocem Teufel hätte ich dieser Tage Deine Abhandlung von den Besessenen mir zur Hand gewünscht, bei Ueberarbeitung der Bogen meines Buchs. Auch habe ich kürzlich eine Recension für die Berliner Jahrbücher über Kerner's Besessene geschrieben. Kennst Du auch den Pfarrer Gerber in Buchenbach? was ist er für ein Mann? Er hat über die Besessene von Orlach einen guten Aufsatz drucken lassen [1]). — —

Es folgt ein Besuch Straussens im Pfarrhaus in Dörrenzimmern, auf welchen ein Brief vom 25. Juni 1836 an Frau Georgii zurückblickt.

---

1) Diese Recension, die zuerst in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Juni 1836, S. 812 ff., erschienen ist, ist in den „Charakteristiken und Kritiken“ S. 301 ff. wieder abgedruckt. Das recensierte Buch ist die Schrift: Geschichte Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiet kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen, von Justinus Kerner; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer über Besessensein und Zauber, Karlsruhe, 1834.

Der nächste Brief ist vom 26. August. Ich gebe ihn mit Weglassung des Eingangs wörtlich wieder:

Ludwigsburg, den 26. August 1836.

— — Ad vocem abgenötigte Erklärung bemerke ich, dass durch dieselbe Dr. Baur, mein bisher treuester Freund auf dem kritischen Felde, so ziemlich den Schlechten an mir gemacht hat, indem er, um der Beschuldigung Hengstenbergs, dass seine Pastoralbriefe die gleiche Tendenz mit meinem Leben Jesu haben, zu entgehen, jede Gemeinschaft mit mir abschwört und sogar nicht undeutlich tadelnde Bemerkungen gegen mich fallen lässt. Nun kann mich zwar tadeln, wer der Meinung ist, dass ich Tadel verdiene, dagegen kann ich nichts haben; aber wenn's ein Freund in gegenwärtiger Zeit tut, um vor der evangelischen Kirchenzeitung Ruhe zu bekommen, so ists mit der Freundschaft am Ende. Habs ihm auch ziemlich so erklärt [1]).

Unser hiesiges Lebwesen anlangend, so wollte Sautter, der nicht ohne Feste mehr leben kann seit dem Schillerfest (welches Du unverantwortlicherweise zum Liederfest degradierst), auf morgen, den 27. August, Hegel's Geburtstag, ein Hegelfest veranstalten, an welchem aber nur Kenner der Hegel'schen Philosophie hätten teilnehmen dürfen; ich hätte nemlich jeden einzeln vor der Suppe ins Nebenzimmer zu einem Examen genommen, wobei ich etwa gefragt hätte: was ist das Wirkliche? und wenn er nicht geantwortet hätte: vernünftig, so hätte er nicht mittun dürfen. Es waren schon ziemlich Teilnehmer zugesagt, ich erklärte aber die Sache für poëtisch in Eichner's Sinn, und so unterbleibt sie jetzt. —

Was Geschäfte betrifft — wolltest Du nicht eine kurze Anzeige von Schnitzer's Schrift „Origenes, über die Grundlehren der Glaubenswissenschaft" für die Berliner Jahrbücher schreiben? ich solls auf Bitte des Verlegers, Du könntest's besser. Bis Herbst wünschte ich eine Aenderung in meiner Lage zu machen; wenn ich nichts mehr mit meiner zweiten Auflage zu tun haben werde (sie wird bis Oktober fertig), so werde ich wieder unruhig. Soll ich nun geradezu aufkündigen um mich dann an Schriften gegen meine Gegner (eine Gallerie nach Schulen geordnet) zu machen, oder soll ich vorher mit Schlayer persönlich reden, der mir nicht übel wollen soll? Jenes rät mir der (in solchen Lagen nicht unbillige) Stolz; das Andere Sautter. Was denkst Du?

Am 4. November gratuliert Strauss dem Freund zur Geburt einer Tochter und sucht weiterhin persönliche Differenzen zwischen Georgii und einem dritten Freund auszugleichen. Er kommt dabei auf sein eigenes Verhältnis zu Vischer zu sprechen. Er meint, in solchen Fällen — offenbar denkt er hier in erster Linie an den „Gang" seines Verhältnisses zu Vischer — lasse sich viel durch eine offene Aussprache erreichen: „man verständigt sich darüber was man an einander nicht billigt, und vor was man sich gegenseitig in Acht zu nehmen, was man aber ebensosehr sich gegenseitig zu vergeben hat". Nachher erzählt der

1) Es handelt sich hier um Baur's bekannte „Abgenötigte Erklärung gegen einen Artikel der evangelischen Kirchenzeitung", Tübinger Zeitschr. für Theol. 1836, 3, S. 179 ff. Ausgesprochen hat sich Strauss gegen Baur in einem Brief an diesen, vom 19. August 1836, Ausgewählte Br. S. 22 f. Vgl. auch die Aeusserung in dem Brief an Rapp vom 31. August 1836, Ausgewählte Br. S. 24, ferner Th. Ziegler, D. Fr. Strauss I S. 216 ff. und E. Zeller's letztes Wort über die Sache, Erinnerungen S. 100 ff.

Briefschreiber noch von einer Reise, die ihn auch nach Weinsberg geführt hatte: „Auch bei KERNER waren wir sehr heiter und begaben uns unter anderem in das Gefängnis, das neulich Schauplatz der Geister war. Aber mein Glaube wurde nicht sehr gestärkt, wie Du vielleicht bald in einer Recension sehen wirst, die ich den Jahrbüchern eingesandt".[1])

Von besonderem Interesse ist eine Aeusserung über BAUR, die zeigt, dass der heftige Groll, den er in seinem letzten Brief (ebenso wie auch in dem S. 16, N. 1 erwähnten Brief an RAPP) scharfen Ausdruck gegeben hatte, sich bereits wieder gelegt hat: „Mit BAUR habe ich mich teils schriftlich, teils, da er in der Vakanz mich besuchte, mündlich, ausgeglichen — namentlich in der unmittelbaren Gegenwart kann ich dem redlichen Mann nie widerstehen — was ich indess bloss historisch und, wie TREUBURGS Amtsschreiber, unmassgeblich, bemerke".

Auch die Frage, die STRAUSS am Schluss seines Briefs vom 26. August aufgeworfen hatte, hatte sich inzwischen entschieden. STRAUSS war dem Rate SAUTTERS gefolgt und hatte am 20. September an den König eine Eingabe gerichtet, in der er „um allergnädigsten Aufschluss über die Aussichten" bittet, „welche sich in den Diensten Sr. Königlichen Majestät ihm noch eröffneten". Die Antwort war wenig befriedigend ausgefallen. Dagegen war seinem Austritt aus dem Staatsdienst nichts in den Weg gelegt worden[2]). So hatte STRAUSS seine Stellung gekündigt. Und am Schluss des Briefs vom 4. November schreibt er: „Mein Abzug nach Stuttgart wird noch nicht so schnell erfolgen, aber meiner hiesigen Stelle bin ich enthoben".

Der nächste Brief ist vom 15. Januar 1837. STRAUSS war inzwischen nach Stuttgart übergesiedelt. Der Brief selbst ist aber in Ludwigsburg geschrieben:

„Ich bin nämlich seit dem 6. Dezember in Stuttgart und schreibe dies nur zufällig in Ludwigsburg, wo ich jetzt auf dem ersten Besuch wieder bin, da ich das erste Heft meiner Streitschriften, das gegen Steudel, nunmehr vollendet habe. Sobald es gedruckt ist, was nicht vor 6 Wochen sein wird, geht Dir ein Exemplar zu".

Diese Aeusserung zeigt zugleich, dass er inzwischen den Plan, sich mit seinen Gegnern auseinanderzusetzen, auszuführen begonnen hatte. Ueber seinen nunmehrigen Aufenthalt in Stuttgart spricht er sich im ganzen befriedigend aus:

— — Ich befinde mich in Stuttgart ungleich besser als hier, aus dem einzigen Grunde nemlich weil ich wieder arbeiten kann, was hier nicht der Fall war. Die Gesellschaft ist freilich auch — ich will nicht sagen besser, aber mannigfaltiger als hier. Einige genauere Bekannte, wie ich sie hier hatte, fehlen mir in Stuttgart, dafür aber

---

1) Es ist dies eine Recension der KERNER'schen Schrift: Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, Stuttgart und Tübingen 1836, veröffentlicht in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Dezember 1836, S. 880 ff., und wieder abgedruckt in den Charakteristiken und Kritiken" S. 328 ff.

2) Hiezu vgl. Hausrath a. a. O. I S. 196, und TH. ZIEGLER, D. FR. STRAUSS I S. 228 f.

ist ein weiterer Kreis von Gesellschaftern vorhanden, der hier fehlte. Eigentlich wissenschaftlicher Umgang ist keiner zu finden, am wenigsten theologischer, da, was nicht Pfaffen von Profession sind, mit denen ohnehin nichts zu machen ist, von einem rohen Materialismus der Ansicht und Denkweise beherrscht wird — eine von Gfrörer, dem sie steht, auf eine Menge anderer, denen sie nicht steht, übergegangene Richtung. — Pfizer ist wenig zu sprechen, wenigstens nirgends als zu Hause, und ich gestehe, dass mich sein Verhältnis zu Menzel, Schwab und den übrigen Gegnern und Denunzianten des jungen Deutschlands — und auch den meinigen — von ihm entfernt [1]). Dagegen sehe ich Sigel öfters und stehe auf freundschaftlichem Fuss mit ihm [2]).

Auch das Theater wird frequentiert, und ich denke namentlich einen Cursus von Opern durchzuhören, den ich mit Beethoven's Fidelio angefangen, seitdem aber, da nichts Rechtes mehr von Opern gegeben wurde, nicht mehr fortgesetzt habe. — —

Die beiden folgenden Briefe vom 5. April und 4. Juni sind Begleitschreiben zu den beiden ersten Heften der Streitschriften, die Strauss dem Freunde zusendet. Sie handeln in der Hauptsache von Aufsätzen über Justin und Philo, an denen letzterer damals arbeitete [3]). Erwähnenswert ist nur eine Aeusserung in dem Brief vom 5. April, die zeigt, dass das freundschaftliche Verhältnis zwischen Baur und Strauss so ziemlich wiederhergestellt ist: „Schick mir doch die Abhandlung über Justin oder sonst eine, damit ich sie durch Baur — wie wir davon sprachen — an Illgen, in die Zeitschrift für historische Theologie besorgen lasse. Einer solchen Protektion, wie durch Baur, darfst Du Dich nicht schämen, und wenn Du dadurch verhindert wirst, direkt polemisch gegen ihn aufzutreten, so ist dies sicherlich nur Gewinn.“ Mit der letzteren Bemerkung hat Strauss gewiss nicht bloss das Interesse Georgiis im Auge. Es wäre ihm offenbar peinlich, wenn aus seinem Freundeskreise heraus Baur Opposition erwachsen würde. Uebrigens hat Georgii, wie der Brief vom 4. Juni zeigt, die Vermittlung Baurs aus „in der Sache liegenden Gründen“ abgelehnt.

Kurze Zeit nachher wurde Strauss mit der Niederschrift des dritten Heftes der Streitschriften fertig. Er machte hierauf eine Reise an den Bodensee, den er bis dahin noch nicht gesehen hatte. An die Reise schloss sich ein mehrtägiger Aufenthalt bei seinem Freunde Rapp in Enslingen an, während dessen er auch einmal mit Georgii zusammentraf. Auf diese Zusammenkunft spielt ein Brief vom 12. Juli an Frau Georgii an. Derselbe zeigt, dass die verzweifelte

---

1) Vgl. hiezu den Brief an Fr. Th. Vischer vom 8. März 1837, Ausgewählte Br. S. 31.

2) Gemeint ist ohne Zweifel der Stuttgarter Garnisonspfarrer Sigel. Mit dem, was Strauss hier sagt, stimmt nicht recht zusammen, was Th. Ziegler a. a. O. I. S. 260 über den Mann berichtet.

3) Es handelt sich hier um zwei Arbeiten. Die eine, über Justin, ist schliesslich unter dem Titel: Dogmengeschichtl. Untersuchung über die Lehre vom heil. Geist bei Justin dem Märtyrer, in den von Stirm herausgegebenen Studien der evang. Geistlichkeit Württembergs, 10. Bd. 2. H., 1838, S. 69 ff., veröffentlicht worden (von ihm ist noch gelegentlich in Briefen vom 14. Januar und 17. März 1838 die Rede). Der andere, über Philo, ist später in Illgen's Zeitschrift gedruckt worden. Ueber ihn s. u. S. 20, N. 2.

Stimmung, die Strauss während der Abfassung der Streitschriften befallen hatte (vgl. den Brief an Rapp vom 7. Mai 1837, Ausgew. Br. S. 34 ff.) einer glücklicheren gewichen ist. Ich gebe den Abschnitt über die Bodenseereise wieder:

Ludwigsburg, den 12. Juli 1737.

— — Ich habe dabei die Vorteile wie die Nachteile des Alleinreisens, die sich gegenseitig aufheben mögen, empfunden. Man hat manche langweilige Stunde — ich habe während des Gehens in der Desperation sogar öfters Verse gemacht! — dagegen aber schliesst man sich mehr an Menschen und Zustände an und kommt so nach 8—14 Tagen ganz aus sich und seiner gewöhnlichen Haut heraus, was eben recht und wohltätig ist. Ich habe viel Schönes gesehen — unter anderem, worauf Sie mich aufmerksam machten, die Waldburg bei ziemlich heiterem Himmel — und manches Artige erlebt. Ich bin zu Fusse gegangen und gefahren, im Eilwagen und in der Mietkutsche, auf dem Dampfschiff, auf Segel- und Ruderschiffen, einmal selbst auf einem mit 4 Ochsen bespannten Wagen durchs Wasser, um an den Steg, der auf die Insel Mainau führt, zu gelangen, weil Ueberschwemmung war; der Wagen führte mich aber aus Missverstand am Steg vorbei, und so musste ich doch durchs Wasser waten. Ein andermal, weil der See überall heraus war, trug mich ein Bauersmann auf dem Rücken durch, worauf ich folgende Verse zu machen nicht umhin konnte [1]):

Der See ist ausgetreten,
Die Strasse ward zum Fluss;
Bereits um durchzuwaten,
Entblösst ich mir den Fuss.

Da tritt ein alter Bauer
Vom Feld zu mir heran,
Und spricht: Euch durchzutragen,
Bin ich ja wohl der Mann. —

Wär' ich ein Maler, malt' ich
Mich und den Mann im Fluss,
Und drunter würd' ich schreiben:
Antichristophorus.

Das Schönste, was ich von Aussichten gesehen, ist die Aussicht vom St. Gebhardsberg bei Bregenz, wo man vor sich den ganzen See bis Konstanz, rechts die Städte Bregenz und Lindau, links die Vorarlbergischen Schneegebirge hat; als das Anmutigste betrachte ich die Mainau, wo man an Armida's Zaubergärten denken muss; an Erhabenheit kommen sich von verschiedenen Seiten her der Rheinfall und die Aussicht vom Hohentwiel gleich (auf Hohentwiel ist ein Wirt namens Pfizer, bei welchem das Bildnis von Paul Pfizer hängt); das Komischste von Naturszenen war mir der Altan in einem Garten am Rheinfall, wo man mit wachstaffetnen Mänteln behangen auf einmal mitten im Schauer des Rheinfalls, über und über mit Wasser begossen, steht. —

An der Besserung der gemütlichen Verfassung des Briefschreibers hatte vielleicht auch eine Herzensangelegenheit einen beträchtlichen Anteil, die schon

1) Das Gedicht ist in dem von E. Zeller herausgegebenen poëtischen Gedenkbuch S. 15 unter dem Titel „Wassersnot“ bereits abgedruckt.

damals ihren Anfang genommen zu haben scheint und in den folgenden Briefen häufig berührt wird[1]). Die Verehrung, die STRAUSS nach einem Brief an RAPP vom 7. Mai 1837 schon in jener Zeit für Agnes Schebest hegte (Ausgew. Br. S. 36 f.), scheint noch nicht derart gewesen zu sein, dass sie den Gedanken an eine gut bürgerliche Heirat ausgeschlossen hätte.

Die Briefe vom 22. Juli und vom 11. August 1837, von denen der letztere das dritte Heft der Streitschriften begleitet, enthalten geschäftliche Notizen. Umfangreicher ist das Schreiben vom 11. September. STRAUSS dankt dem Freund für die „Mitteilung des Aufsatzes über den Philo". Er schlägt ihm vor, denselben in der Illgen'schen Zeitschrift drucken zu lassen und stellt ihm ein „treffliches Empfehlungsschreiben" von SCHNECKENBURGER, „einem Mitglied jener Zeitschriftsozietät" in Aussicht. Ueber den Aufsatz selbst schreibt er:

Stuttgart, den 11. September 1837.

— Deinem Wunsch gemäss habe ich den Aufsatz gelesen und mich an demselben vielfach belehrt und erfreut. Besonders gelungen ist die Ausführung der Art, wie die Hineintragung fremder Ideen ins Alte Testament durch die Allegorie sich vor dem Bewusstsein der Alexandriner versteckte. Ich habe auf beiliegendem Blättchen einige meist stilistische Kleinigkeiten angemerkt, und Dir dadurch vielleicht eine Revision erspart. Das einzig Erhebliche, was ich auszustellen fand, ist, dass ich glaube, Du hast Baur's Ansicht über die Allegorie in Folge seines unklaren Ausdrucks missverstanden. Was er aus dem Bewusstsein der Alexandriner heraus redet und heraus reden will, schiebst Du seinem eigenen Bewusstsein unter[2]). — —

Er will indessen die betreffende Rezension BAURS[3]) noch einmal nachschlagen und sich „mit Augen überzeugen". (Die Nachschrift des Briefs berichtet über das Ergebnis: STRAUSS findet seine Auffassung im wesentlichen bestätigt). Charakteristisch sind weiterhin die formellen Ausstellungen, die STRAUSS an dem Aufsatz GEORGIIS macht. Er wünscht, der Freund möchte „die Sätze oft weniger (durch Partizipien u. dgl.) in einander wickeln, auch hie und da etwas weniger abstrakt — mit lateinischen Ausdrücken wie motivieren, Vehikel u. s. w. —, etwas anschaulicher schreiben". Und „um völlig schulmeisterlich zu werden", weist er auf gewisse undeutliche Buchstaben des Manuskripts hin; mit besonderem Behagen aber erörtert er einige orthographische Fragen (ß, i und ie).

---

1) Es handelt sich hiebei ohne Zweifel nicht um das Abenteuer, von dem STRAUSS kurz vor dieser Zeit in Briefen an RAPP und VISCHER gesprochen hatte (Ausgew. Br. S. 33 ff.).

2) Es ist der oben (S. 18, 3) erwähnte Aufsatz, der später in ILLGEN's Zeitschrift für die historische Theologie, 1839, 3. H. S. 1—98, 4. H. S. 1—98 unter dem Titel: Ueber die neuesten Gegensätze in Auffassung der alexandrinischen Philosophie, insbesondere des jüdischen Alexandrinismus, erschien. In den nachher zu erwähnenden Briefen vom 18. und 30. Oktober 1838 berichtet STRAUSS, dass er den Aufsatz an ILLGEN geschickt habe.

3) Gemeint ist BAUR's in den Jahrbüchern für wissensch. Kritik, Nov. 1835, S. 737—792, veröffentlichte Recension von A. F. DÄHNE, Geschichtl. Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie, Halle 1834.

Georgii hatte sodann den Rat des Freundes hinsichtlich der Wahl einer neuen Arbeit erbeten. Er schwankt zwischen zwei Stoffen, einer Untersuchung über die Evangelien und einer solchen über die Gnostiker. Strauss meint, es seien drei Gesichtspunkte für die Auswahl massgebend: „1) Förderlichkeit für eine wissenschaftliche Anstellung, 2) Buchhändler, Honorar u. s. f., 3) eigener Genuss". Vom ersten Gesichtspunkt aus empfehle sich eine Arbeit über die Gnostiker mehr als eine über die Evangelien, zumal wenn die letztere zu irgend negativen Resultaten komme. Der zweite Punkt gleiche sich, wenn man alles in Betracht ziehe, ziemlich aus.

— — Nun aber der dritte Punkt, der eigene Genuss entscheidet vollends für diesen Plan. Ich will jeden gewarnt haben, in einem Gebiete wissenschaftlich aufzutreten, in welchem eben ein lebhafter, ja hitziger Streit geführt wird, oder auch, wie ich, einen solchen zu veranlassen. Aller Friede, den wir in der Beschäftigung mit der Wissenschaft suchen, geht da verloren; Leidenschaft, der wir durch unsere Studien entfliehen wollen, kommt uns aus eben dem Gebiete entgegen, wo wir Stille des Geistes und Gemütes suchten. Experto crede! Man kommt am Ende zu der Verkehrung, dass man, um den auf wissenschaftlichem Gebiete verlorenen Frieden zu finden, sich an das Leben klammern zu müssen glaubt. — —

Der Brief vom 18. Oktober nimmt die Frage des ẞ wieder auf. Dann fährt er fort: „Dass Du unsern lieben Baur freundlicher behandelst, ist für mich sehr wohltuend; er war Sonntag vor acht Tagen zweimal bei mir, und ich habe aufs neue den Eindruck eines väterlichen Freundes von ihm bekommen. Wissenschaftlich ist, wie Du schriebst, jedenfalls sein liberales Prinzip als rara avis hacce tempestate hisceque temporibus anzuerkennen; ganz besonders aber fühle ich mich immer von seinem Wesen und Charakter angezogen." Der Brief geht sodann auf die oben erwähnte Herzensangelegenheit ein, schliesst aber trotzdem mit folgenden Worten: „Vorgestern sah und hörte ich die Schebest als Sextus im Titus; da muss man Achtung haben; ich habe gleich gestern früh mit Kauffmanns Beirat eine Kritik ihres Spiels für den Deutschen Courier geschrieben, werde sie auch nächstens sprechen. So muss man den Lebensbaum um so bunter umhängen von aussen, je mehr er im Innern vertrocknet."

Ein Brief vom 30. Oktober kommt auf die Liebesaffäre zurück, erzählt aber am Schluss, dass die Schebest den Abend vorher den Romeo gegeben habe, und dass sie am Abend des 30. ein von Kauffmann komponiertes Kerner'-sches Lied singen werde. Am 8. Dezember schreibt er dann, die Liebesangelegenheit könne als abgeschlossen betrachtet werden. Der Frau Georgii schickt er „statt der bisherigen Mitteilungen von einer unklaren und formlosen Leidenschaft einige geformtere Proben eines klareren und ruhigeren Interesses[1]). . . . Aber auch dieses Interesse ist jetzo in den Winterschlaf gelegt und lässet ernsteren

1) Diese sind nicht erhalten.

Beschäftigungen Raum, da der Druck der dritten Auflage meines Lebens Jesu in den nächsten Tagen beginnen wird.“ Dennoch bringt der nächste Brief, vom 14. Januar 1838, noch eine Mitteilung über die Sache — diejenige nämlich, dass dieselbe nunmehr auch durch eine Erklärung von Seiten des Mädchens zum Abschluss gebracht sei.

Aus einem Brief vom 17. März 1838 ist erwähnenswert nur eine Notiz am Schluss: „Von Märklin weiss ich nichts Bestimmtes; Plan wars vorigen Herbst, ihn nach Tübingen zu bringen, wenn Schmid einen Teil seiner praktischen Fächer abgäbe; ob aber das eine oder andere wirklich und bald geschehen wird, erfahre ich wohl in der Ostervakanz durch Baur“. Aus dem Brief vom 7. April 1838 ist eine Bemerkung von Interesse, die ich freilich nicht ganz deuten kann, da mir der vorhergegangene Brief Georgiis nicht zur Verfügung steht:

Stuttgart, den 7. April 1838.

— — Mit dem Gegner, den Du mir zu Gefallen bekämpfen willst, trifft es sich wie bei Uhland's drei Fräulein, dass Du einem den Tod geben willst, dem ich gewogen bin. Du weisst, dass wir hierin nicht ganz gleich denken und wirst es Dir leicht erklären können. Uebrigens habe ich in den letzten Jahren das Wissenschaftliche so vom Persönlichen abtrennen und namentlich über kleinere Differenzen wegsehen gelernt, dass wir darüber gewiss nicht in Streit kommen werden. Ich meine nur, eben von Deinem historischen Standpunkte sollte sich das Schroffe Deines Dilemma, dieses Abbrechen der stetigen Fortentwicklung der Religion, als unhistorisch ausweisen.

Am 7. Juni begleitet eine kurze Notiz die Uebersendung der 3. Auflage des 1. Bandes des Lebens Jesu.

Von grossem Interesse ist der Brief vom 19. Juni. In Zürich hatte Professor Elwert im Sommer 1838 aus Gesundheitsrücksichten die Regierung um Enthebung von der Professur für Dogmatik und Kirchengeschichte, auf die er zwei Jahre vorher berufen worden war, gebeten. So war die Lehrstelle, für die Strauss schon im Jahre 1836 von dem Theologen Hitzig und dem Philologen und Erziehungsrat v. Orelli in Aussicht genommen worden war, abermals frei geworden. Wohl war inzwischen (Februar 1837) auch der Plan, Strauss auf die durch den Tod von Professor Schulthess erledigte ausserordentliche Professur für Exegese zu berufen, gescheitert. Dennoch hatte Strauss, zumal die Stimmung in Zürich zu seinen Gunsten sich geändert zu haben schien, sich auch jetzt, bei Gelegenheit der Uebersendung des Lebens Jesu I^{3}, wieder an Hitzig gewandt. Das war am 14. Juni 1838 geschehen. Nun hatte er aber gleich darauf von Georgii die Nachricht erhalten, dass auch dieser sich um die Zürcher Stelle zu bewerben gedenke. Darauf bezieht sich der Brief vom 19. Juni:

Stuttgart, den 19. Juni 1838.

Gleich nachdem mir Dein Schwager und nachher auch Dein Bruder die Nachricht gebracht hatten, dass Du Dich um die Stelle in Zürich zu melden gesonnen seiest, fasste ich den Entschluss, Dir zu schreiben, welchen nun Dein zuletzt erhaltenes liebes

Schreiben schnell zur Reife bringt. Wegen der Zürcher Stelle habe ich allerdings bei Gelegenheit der Uebersendung eines Exemplares des ersten Bandes der dritten Auflage vom Leben Jesu an meinen bewährten Freund, Professor Hitzig in Zürich, diesem geschrieben, dass, wenn, wie man vernehme, Professor Elwert von dort weggehe, und sich von seiner und meiner übrigen Gönner Seite etwas für mich tun liesse, dies mir, bei dem täglich mehr empfundenen lähmenden Einfluss meiner jetzigen beruflosen Lage auf mich, äusserst willkommen sein würde; dass ich aber freilich kaum hoffen könne, das ungünstige Vorurteil gegen mich werde bereits so weit verschwunden sein. Wie mir nun die oben erwähnte Nachricht von Deinem Wunsche zukam, so gedachte ich gleich, Dir einen Brief an Hitzig zu offerieren, in welchem ich ihn auf Dich aufmerksam machen, und, weil ich zuerst mich wieder in Vorschlag gebracht, Dich nunmehr wenigstens als zweiten in Vorschlag nehmen wollte. Ein solches Schreiben schliesse ich Dir nunmehr ein, und rate, dasselbe mit einer Beilage von Dir an gegenannten Professor, Hochwürden, zu schicken. Ich tue dies um so gerner, als ich nicht nur für den überwiegend wahrscheinlichen Fall, dass sich für mich nichts machen lässt, keinen andern lieber an die Stelle wünschen würde als Dich, sondern ich kann mir auch nicht verbergen, dass für eine Stelle, bei der Kirchengeschichte die Hauptsache ist, Du ungleich besser taugst als ich, der ich doch eigentlich nur aus Not und weil ich sonst nichts haben kann, also nicht mit ganz gutem Gewissen, mich nach dieser Stelle gelüsten lasse. Ich kann Dich versichern, dass, wenn ich mir sagen könnte, etwas zu Deiner Beförderung an eine solche, Deiner würdige Stelle beigetragen zu haben, mir dies Bewusstsein mehr Freude machen würde, als ich wahrscheinlich von der Stelle selbst, wenn ich sie erhielte, zu erwarten hätte. Irgend eine Rücksicht für mich darf Dich also nicht abhalten, inliegenden Brief abzusenden, und für Dich kann er wohl, bei den Vorsichtsmassregeln, die ich in demselben dem Empfänger anbefehle, und die sich auch ihm von selbst ergeben werden, keinen Nachteil haben.

Wie gerne folgte ich Deinen und Deiner lieben Lotte freundlichen Einladungen, Dich zu besuchen, und wie wohltätig würde eine solche Reise auf mein ganz und gar nicht gesundes, aber allerdings in Gesellschaft lieber Menschen schnell wieder auflebendes Gemüt wirken! aber es ist nicht möglich. Ich bin durch die Korrektur der 3. Auflage meines Buchs (dessen 1. Band mit einigen Zeilen Dir durch einen — ich weiss nicht Oehringer oder Heilbronner — Fuhrmann zugekommen sein wird?) an Stuttgart und die Umgegend gebunden, und muss in einer der nächsten Wochen namentlich nach Neustadt bei Waiblingen auf ein paar Tage, um meine gute Mutter im dortigen Bad zu besuchen. — —

Der Brief zeigt, dass die Hoffnung, die Strauss sich auf eine Berufung nach Zürich machte, damals nicht sehr stark war. Von Georgii's Bewerbung um die Stelle handelt auch der nächste Brief, der undatiert ist, aber kurz nach jenem ersten geschrieben sein muss. Georgii hat Bedenken und wünscht, persönlich sich mit Strauss auszusprechen. Letzterer hält dies nicht für nötig:

In Eile nur zwei Worte auf Deinen 1. Brief.

Schreib allerdings an Elwert, auch um Auskunft über die Stelle, die ich nicht geben kann.

Kommen kann ich nicht; warum Du d e s w e g e n hieherreisen sollst, sehe ich nicht ein. Deine Bedenken kannst Du Dir gewiss selbst widerlegen. Die Dogmatik lässt sich ja nach Schleiermachers kurzer Darstellung auch ganz historisch behandeln.

Ich weiss übrigens nicht gewiss, ob sie dabei ist. Was bei einer Meldung um die Stelle riskiert sein soll, sehe ich nicht ab. Fällt daher Elwert's Bericht nicht unerwartet ungünstig aus, so schick doch meinen Brief mit einer Beilage von Dir an Hitzig. Der Aufzug wäre wohl schwerlich vor Herbst.

Georgii scheint sich um die Zürcher Professur doch nicht beworben und den Strauss'schen Empfehlungsbrief an Hitzig nicht abgesandt zu haben. Der letztere hat sich allerdings in Georgiis Nachlass nicht gefunden. Allein in den folgenden Briefen geschieht der Sache mit keiner Silbe mehr Erwähnung. Bei einem persönlichen Zusammentreffen der beiden Freunde im Lauf dieses Sommers, auf das ein späterer Brief (an Frau Georgii, vom 9. April 1839) anspielt, scheint die Angelegenheit erledigt worden zu sein.

Im nächsten Brief, vom 27. Oktober 1838, der den zweiten Band der dritten Auflage des Lebens Jesu begleitet, spricht Strauss eingehend von einem Aufsatz Georgiis, den dieser ihm handschriftlich mitgeteilt hatte. Zunächst ist von dem Urteil Märklins über denselben die Rede. Dann wird fortgefahren:

Ludwigsburg, den 27. Oktober 1838.

— — Ich selbst würde . . nur raten, dem Verlauf der Verhandlung durch angebrachte Abschnitte, Einteilungen und dergl. noch etwas mehr Uebersichtlichkeit zu geben. Ich finde die Untersuchung sehr tief gehend und scharf durchgeführt; von besonderem Interesse war mir dasjenige, was Du über das Verhältnis von Gefühl und Denken in der Religion gegen Schleiermacher sagst, wovon Du auch in meinem letzten Paragraphen eine Spur antreffen wirst, dass ich es benützt habe; nur ist mir, bei freilich nur einmaligem Lesen, die Uebersicht bisweilen schwer geworden, indem Du mit einer an sich lobenswerten, doch eben in Betreff der Uebersicht hinderlichen Gründlichkeit alle — wenn auch nur nebensächlichen Consequenzen ausführlich ziehst, wo dann in Folge der vielen nebenauslaufenden Linien der Hauptfaden leicht aus dem Gesichte verloren wird. An Deiner Stelle würde ich den dritten Teil vollends dazu arbeiten und dann die Sache etwa an Schmid nach Tübingen schicken für die Tübinger Zeitschrift. Wolltest Du einigemal Hegel's glimpflicher als geschehen ist, erwähnen, so wäre dies für gewisse Leute gut, die sonst meinen, Du stimmest in dieser Hinsicht mit ihnen überein [1]. — —

Der Brief vom 13. Dezember ist an Frau Georgii gerichtet. Strauss hat in ihrem Auftrag für Georgii ein Weihnachtsgeschenk besorgt. Darauf bezieht sich das Schreiben. Die Einladung der Adressatin, Weihnachten im Pfarrhaus zu Dörrenzimmern zu verbringen, lehnt Strauss ab:

---

1) Der Aufsatz, von dem Strauss hier redet, ist, offenkundig in der Gestalt, in der er Strauss vorlag, im Nachlass Georgiis erhalten, in einem Faszikel, der „Religionsstifter" überschrieben ist. Die Arbeit ist angeregt durch Alex. Schweizers Aufsatz: Das Leben Jesu von Strauss im Verhältnis zur Schleiermacher'schen Dignität des Religionsstifters, Theol. Studien und Kritiken 1837, Heft 3, und hat zum Gegenstand die Dignität des Religionsstifters überhaupt und Jesu als Religionsstifters im besondern. Der Aufsatz ist liegen geblieben, und auch der 3. Teil ist nicht geschrieben worden.

. . ich gehe diesmal nicht einmal nach Hause, sondern will mich hier beschäftigen. Die Bestimmtheit, mit der ich Louis' Einladung ausgeschlagen, war dieselbe, mit der ich auch Rapp dasselbe erklärte, und von welcher mein neulicher Besuch bei Justinus Kerner keine Ausnahme machen kann. Der ist mir wie ein Vater oder Onkel, der also meinem Gemüt zusagen kann, während ein Aufenthalt in den Familien gleichaltriger Freunde ihm angreifend wäre. —

Am 24. Dezember schreibt Strauss an Georgii über die Hallischen Jahrbücher. Georgii war von dem Herausgeber der Jahrbücher, Arnold Ruge, auf Strauss' Antrag zur Mitarbeit eingeladen worden. Darauf nimmt der Brief Bezug:

Stuttgart, den 24. Dezember 1838.

— — Ebenso freute mich, dass mein, gleicherweise im Interesse einer mir am Herzen liegenden Zeitschrift, wie dem für Dich, an Ruge getaner Antrag gewirkt hat. Die Tendenz der Zeitschrift ist, freie wissenschaftliche Forschung und geistige Regung überhaupt zu befördern; frei nicht nur von Autorität und Heuchelei, sondern ebensosehr von philosophischem Formalismus und hegelianischem Banne. Also Dir gewiss angemessen. Nur ist, was namentlich Tholuck betrifft, der in Halle selbst, also an einem Ort mit Ruge sich befindet, alles zu vermeiden, was der Redaktion Verantwortlichkeit zuziehen könnte. Aber eine scharfe, namentlich auch in Rücksicht der Ostentation unerbittliche, Charakteristik Tholuck's wird gewiss willkommen sein. Die Grösse der Aufsätze betreffend, so habe ich selbst im Interesse der Zeitschrift Ruge'n den Rat gegeben, auf Kürze zu drängen. . . . Ich selbst arbeite eben eine Charakteristik von Schleiermacher und Daub als Theologen für diese Jahrbücher aus [1]). — —

Weiterhin spricht Strauss von einer Recension Georgiis, die er an die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik geschickt hat. In der Nachschrift fordert er den Freund auf, Gfrörers eben erschienenes Buch (Geschichte des Urchristentums, 1838) in den Hallischen Jahrbüchern zu besprechen. Bereits übernommen hatte Georgii die Recension von Neanders Leben Jesu (1837 erschienen) und von Weisses Evangelischer Geschichte (1838). Davon ist auch in dem Brief vom 9. Januar 1839 die Rede, der im übrigen nur Persönliches und Geschäftliches bringt.

Anfangs Februar entschied sich die Zürcher Berufungsangelegenheit. Strauss erhielt den Ruf. In einem kurz nachher geschriebenen (undatierten) Brief an Frau Georgii dankt er dieser für ihren Glückwunsch und meldet, dass er annehmen werde:

— — Ihrer freundlichen Teilnahme an der Veränderung meines äusseren Geschicks bin ich versichert. Ich nehme den Ruf an, und bin dies nicht nur mir, sondern auch zum Teil trefflichen Männern schuldig, die sich für mich mit so vielem Mute verwendet haben. Ob es mir möglich werden wird, vorher Sie noch zu sehen, kann ich, so sehr ich selbst es wünsche, doch noch nicht sagen; ich habe noch so viel vorzuarbeiten, und Ostern ist so nahe. Aber brieflich unterhalten wir uns vorher noch.

---

1) Der Aufsatz: Schleiermacher und Daub in ihrer Bedeutung für die Theologie unserer Zeit, ist Anfang 1839 in den Hallischen Jahrbüchern, S. 97 ff., erschienen und in den „Charakteristiken und Kritiken“, S. 1 ff. wieder abgedruckt worden.

Wie die Dinge dann weiter gingen, ist bekannt. Am 19. März wurde Strauss von der Zürcher Regierung pensioniert[1]). Am gleichen Tag starb seine Mutter.

Kurz vorher muss ein undatierter Brief geschrieben sein, der Georgiis Besprechung von Neanders Leben Jesu zum Gegenstand hat:

Nur zwei Worte in Eile. Dein Aufsatz geht mit diesem Brief zugleich auf die Post. Er ist vortrefflich; wahr, lichtvoll, schlagend, gedrängt. Mich verletzte er nicht; ich erkenne die Mängel meines Buches wohl; auch bin ich grossenteils mit Dir einverstanden; nur meine ich, dass die rein historische Kritik ohne Einmischung der Philosophie für manche Geschichten, namentlich Wunder, nicht ausreicht, wo wir doch ein Urteil sowohl begehren, als auch ein solches zu fällen fähig sind[2]).

---

1) Es sei mir gestattet, auf die Darstellung dieser Zürcher Vorgänge in den autobiographischen Aufzeichnungen von Al. Schweizer (Prof. Dr. theol. Al. Schweizer. Biographische Aufzeichnungen, von ihm selbst entworfen. Herausgeg. von Dr. Paul Schweizer, Zürich 1889) zu verweisen. Wenn Th. Ziegler der Darstellung Hausrath's vorwirft, dass sie einem „tendenziösen Gewährsmann“ (nämlich Gelzer) folge und darum „notwendigerweise einseitig und zwiespältig zugleich“ geworden sei, so kann dieser Vorwurf zum einen Teil seiner eigenen, und zwar vielleicht mit mehr Recht, gemacht werden. Zwiespältig zwar ist diese nicht, aber einseitig, sofern sie sich, wie Ziegler übrigens selbst zugesteht (S. 320), ganz auf die Aufzeichnungen Thomas Scherr's stützt. Th. Scherr, der liberale Seminardirektor von Küssnacht, ist selbst ein Opfer des mit den Strausswirren immerhin kausal zusammenhängenden Septemberputsches geworden, und seine Aufzeichnungen sind unmittelbar nach seiner Absetzung niedergeschrieben; kein Mensch wird darum von ihm strenge Objektivität fordern. Eben darum hätte Ziegler in der Benützung dieser Quelle vorsichtiger sein sollen. Die Darstellung Al. Schweizer's hat er, wie es scheint, nicht gekannt, jedenfalls nicht berücksichtigt. Und diese macht in ihrer schlichten, ruhigen Art dem Unbefangenen, der bemüht ist, in jenen Wirren klar zu sehen, durchaus den Eindruck der Wahrheit. Nun war Al. Schweizer allerdings der Führer der Majorität in der Zürcher theol. Fakultät, die gegen die Berufung von Strauss votierte. Aber wenn Ziegler, Aeusserungen aus dem Gutachten Hitzig's, des einzigen Mitglieds der Fakultät, das für Strauss war, dahin auslegend, Al. Schweizer für sein Verhalten persönliche, niedrige Beweggründe unterschiebt (S. 291), so hätte Hitzig selbst, der mit Schweizer nach wie vor in der freundschaftlichsten Verbindung blieb, nachdrücklich hiegegen protestiert. Dass Schweizer durchaus von sachlichen Motiven geleitet war, beweist auch sein Verhalten in den folgenden Jahren, beweist ferner die Tatsache, dass der ideal gesinnte Bürgermeister Melchior Hirzel, damals der Führer der Liberalen im Kampf für Strauss, sich bald nachher dem Gegner freundschaftlich genähert hat (vgl. Schweizer's Aufzeichnungen S. 63, ferner die Bemerkung des Herausgebers S. 63,1 und hiezu den Briefwechsel zwischen beiden Männern S. 106—111). Sehr wertvoll und instruktiv ist auch das Schreiben Alex. Schweizer's an Strauss und dessen Antwort vom 6. März 1839 (S. 102—105). Wer objektiv die Dinge ansieht, wie sie damals lagen, wird der Auffassung Schweizer's ziemlich nahe kommen, dass eine Berufung Straussens auf einen theol. Lehrstuhl in Zürich damals mindestens noch verfrüht war. Man wird das zugestehen müssen — so sehr man in Strauss' Interesse wünschen möchte, die Sache möchte einen anderen, für diesen günstigeren Ausgang gehabt haben, und so gewiss es ist, dass Strauss' Entwicklung dann einen anderen Verlauf genommen hätte.

2) Diese Aeusserungen beziehen sich auf den Aufsatz Georgii's über Neander's Leben Jesu, der dann in den Hallischen Jahrbüchern, 1839, S. 705 ff. erschien. In diesem ist eine Parallele zwischen Neander's und Strauss' Leben Jesu gezogen, und insbesondere auch auf die philosophischen Voraussetzungen hingewiesen, von denen die Strauss'sche Kritik ausgegangen ist. Auf diese Arbeit Georgii's nimmt Strauss auch in seiner Glaubenslehre I S. 26 Bezug.

Ueber Schleiermacher weiss ich ausser denen, die Du kennst, nur noch den in meiner Schlussabhandlung angeführten Schmid. Löse Deine Arbeit von der speciellen Rücksicht auf Schweizer gleich vorn herein; gib ihr die Wendung, die Christologie der jetzigen Dogmatik überhaupt zu kritisieren[1]). — — Nur eines bitte ich Dich: Nähere Dich in Deinem Widerwillen gegen Schleiermacher und Hegel und Deinem Dringen auf reine Historie nicht der Gfrörer'schen Barbarei.

Am 22. März schreibt Strauss dann ganz kurz an Georgii:

Ludwigsburg, den 22. März 1839.

Ruge schreibt mir, er sei von Deinem Neander „ganz entzückt", und er werde nächste Woche gedruckt werden. Mit Verlangen sehe er nun Deinem Weisse und anderen Mitteilungen entgegen.

Mich selbst wirst Du entschuldigen, dass ich nicht bälder geschrieben, und jetzt nicht weiter schreibe, da Du aus der Zeitung den Verlust ersehen, der mich durch den Tod meiner Mutter betroffen.

Dann folgt am 9. April ein schöner Brief an Frau Georgii. Strauss dankt für eine Handarbeit, die ihm die Adressatin gewidmet hatte, und er dankt vor allem für die herzliche Teilnahme der befreundeten Frau. „. . . Solange solche Seelen an uns denken und für uns empfinden, können wir gewiss nicht zu Grunde gehen." Dann fährt er fort:

Stuttgart, den 9. April 1839.

— Eine solche [Seele], die bis daher wie ein segnender Schutzgeist mir treu zur Seite gestanden, ist mir jetzt entrissen: meine Mutter. Ich hatte diesen Verlust schon lange befürchtet, und gewiss ebenso viele Schmerzen im Voraus darüber gehabt, als seit er wirklich erfolgt ist. Es waren ja nicht bloss die Bande des Blutes, die mich an diese Frau knüpften, auch nicht Teilnahme des Herzens allein, sondern eine helle geistige Gemeinschaft, die sich bis in die letzten Tage hinein lebendig fortbildete. An Allem, was mich in irgend einer Art bewegte und beschäftigte, wusste sie lebendigen Anteil zu nehmen, und mir war es Bedürfnis geworden, alles dergleichen ihr mitzuteilen. Die wesentlichen Ergebnisse meiner wissenschaftlichen Tätigkeit nahm sie verständig in sich auf, alle meine Freunde kannte sie, um alle meine Verhältnisse und geheimsten Empfindungen wusste sie durch mich selbst. Diese Gewohnheit, alles in Gemeinschaft mit ihr zu empfinden, alles was mich lebhafter erregte, mir zur mündlichen oder schriftlichen Mitteilung an sie anzumerken, macht mir jetzt, da eine solche unmöglich geworden ist, tägliche Schmerzen. So tat dem Gemüt meiner Mutter nichts wohler, als wenn ich ihr Beweise freundlicher Teilnahme Anderer an mir berichten konnte, und so nahm bei Empfang Ihres schönen Geschenks mein Gemüt sogleich den gewohnten Flug zur Mutter hin, um sie an der Freude teilnehmen zu lassen. Aber ehe sich ein solcher Aufflug der Empfindung zum Gedanken gestaltet, wird er durch das erwachende Bewusstsein des Verlustes wieder niedergedrückt, — ein höchst schmerzliches Gefühl.

---

1) Von dieser Arbeit ist später noch einmal die Rede, in einem Brief vom 26. Juni 1839, wo es heisst: „Ueber Deinen Plan rücksichtlich des Aufsatzes gegen Schweizer für jetzt nur im allgemeinen so viel, dass er mir ganz wohl gefällt." Der Aufsatz ist mit dem S. 24, 1 erwähnten nicht identisch. Zur Ausführung scheint der Plan nicht gekommen zu sein.

Während ich jedoch auf dieser Seite einen unersetzlichen Anhaltspunkt verloren habe, nehme ich die Vorgänge in der Schweiz, trotz ihres äusserlich ungünstigen Ausgangs, dennoch als Gewinn. Meine Sache ist in diesen Kämpfen erstarkt, und hat einen breiteren Boden im allgemeinen Bewusstsein gewonnen. Die Gegner haben ihre Sache auf eine Weise geführt, die Manche, welche vorher mir entgegen waren, mir näher gebracht hat. Ich fühle und sehe mich nicht mehr so vereinzelt und bin nicht mehr so in Gefahr zu verzagen oder müde zu werden. Diese Gefahr ging mir sehr an den Hals im vorigen Jahr, das ich wohl das unglücklichste meines ganzen Lebens nennen kann. Ich war damals an meinen Kräften und Leistungen irre geworden, hatte mich für Wissenschaft und Leben gleicherweise aufgegeben, und wünschte nichts sehnlicher, als fern von allem Streit in namenloser Verborgenheit fortexistieren zu können. Meine Herbstreise an den Rhein riss mich zuerst aus dieser tötenden Stimmung, indem sie mir unerwartet eine vielseitige Teilnahme achtungswerter Menschen an meiner Person und Sache zeigte; nach meiner Rückkehr schienen Keime zu neuen Arbeiten, die sich entwickelten, auf künftigen neuen Frühling hinzudeuten, und bald darauf waren die Züricher Ereignisse — zwar der Arbeit unmittelbar durch mannigfaltige Zerstreuung nicht förderlich, doch in der oben angedeuteten Weise anregend und ermutigend.

Aber das nächste Bedürfnis ist mir nunmehr nicht Zerstreuung, sondern Sammlung zu stetiger Arbeit, und darum, liebe Freundin, kann ich Ihrer freundlichen und mir so werten Einladung vorerst nicht folgen. Ohnehin hätten Sie jetzt nichts von mir: weiss ja Louis selbst aus seinem Zusammensein mit mir im vorigen Sommer, dass, wenn ich mir selbst nicht irgendwie genüge, ich auch Anderen nicht zu genügen weiss. — —

Dem Brief an Frau G. ist ein kürzerer an Georgii angefügt, der indessen nur unbeträchtliche Nachträge gibt. In der Nachschrift schreibt Strauss: „Weisst Du, dass mich der Fürst Pückler aus Kleinasien zu sich nach Muskau einladen lassen?“

Zwei Tage später, am 11. April, sendet Strauss der Frau Georgii die „Friedlichen Blätter“ und schreibt dazu:

Stuttgart, den 11. April 1839.

— — Meinem neulichen Briefe kann ich erst jetzt ein kleines Büchlein nachsenden, von welchem ich erst heute Exemplare erhielt. Es enthält zwar nur zwei schon früher in Journalen abgedruckte Aufsätze, die ich aus dem Grunde besonders erscheinen liess, um dem grösseren Publicum, bei welchem, aus Anlass der Schweizer Geschichten, jetzt viel Redens von mir ist, etwas Verständliches und Orientierendes an die Hand zu geben. Nehmen Sie es freundlich auf und gegen Louis in Schutz, dem die unwissenschaftliche Form zuwider sein wird; aber er soll bedenken, was ich meiner Stellung schuldig war. In der Vorrede wird er insbesondere finden, wie weit ich mit ihm übereinkomme. Gerne würde ich für Louis ein Exemplar einer weitläufigen Abhandlung über Schleiermacher und Daub in den Halle'schen Jahrbüchern senden, um ihm zu zeigen, dass ich auch noch strenger wissenschaftlich schreiben kann, wenn ich ein Exemplar hätte. Die beiden hier folgenden Aufsätze sind aus dem Anfang des vorigen Jahrs, was Sie ihnen wohl anmerken werden. — —

Am 9. Mai schreibt Strauss an Georgii, der ihm die Recension über Weisses „Evangelische Geschichte“ zur Weiterbeförderung an Ruge übersandt hatte:

Stuttgart, den 9. Mai 1839.

Dass ich Dir auf Dein wertes Schreiben, das die Recension des Weisse begleitete, nicht schon gestern geantwortet habe, wirst Du mit den Störungen entschuldigen, welche das gestrige Schillerfest auch für solche, die der Sache nicht eben nachliefen, durch Besuche etc. mit sich führte. Nachdem ich daher den Aufsatz über Weisse, dem mein heutiges Schreiben gelten soll, gestern nur etwas über die Hälfte hatte lesen können, habe ich ihn heute vollendet, und er geht gleichzeitig mit diesem Brief an den Ort seiner Bestimmung ab. Die Arbeit hat mich in hohem Grade befriedigt, und Du hast gleich von vornherein die Eigentümlichkeit des Weisse'schen Standpunkts in ihrem innersten Sitze aufgespürt. Ich bin überzeugt, dass der Artikel, wenn er gedruckt ist, denselben Beifall finden wird, den die Rezension über Neander, wie ich höre, überall gefunden hat . . . Mit Hegel bist Du ja ganz anständig umgegangen.

Deinen Tadel in Betreff der Vorrede zu meinen friedlichen Blättern muss ich zwar schon deswegen verdient haben, weil Du mir ihn machst; d. h. weil ich hätte berechnen sollen, dass es Dir vielleicht missfällig sein könnte; andererseits jedoch wird, wenn Du Deine Ansicht, wissenschaftlich entwickelt, vortragen wirst [1]), meine kurze und populäre Aeusserung gar nicht mehr in Betracht kommen. Ich musste damals eben eine Vorrede schreiben, die etliche Bogen füllen sollte, und wusste nichts anderes. Ich bin nun aber eben durch dies Büchlein der populären Schriftstellerei so satt, dass es gewiss das letzte ist, was von mir in dieser Form erscheint. — —

Ferner habe ich der Redaktion der theologischen Sektion der Halle'schen Allgemeinen Literaturzeitung (Gesenius), die mich zur Recension von Gfrörer aufgefordert hatte, was ich ablehnte, da es im Augenblicke ausser dem Kreise meiner Studien läge, geschrieben, ob sie nicht Dich, den Verfasser der Recension über Neander, dazu bestellen möchten; — Du kannst ja immer tun, was Du willst, und unlieb kann Dir's nicht sein, mit diesem altehrwürdigen Hause in Verbindung zu kommen. — —

Georgii lehnt die Besprechung des Gfrörer'schen Buches ab. Darauf schreibt Strauss am 4. Juni:

— — Dass Du den Gfrörer nicht recensieren willst, ist mir nicht recht, weil in der Halle'schen Lit. Zeitung die Recension am ehesten einem Menschen in die Hände fallen könnte, der an der Barbarei des Verfassers gerade Gefallen fände. Da nun durch die Gunst von Gesenius die Sache in meine Hand gelegt war, so wollte ich sie in der Art in der Hand behalten, dass die Recension von jemand übernommen würde, der, wenigstens solchem Pragmatismus gegenüber, mit mir auf einem Standpunkt stünde.

Dann kommt er auf einen andern Plan zu sprechen:

— — Nun aber zu der wahren Hauptsache. . . Ein Engländer, der sich seit einigen Wochen hier aufhält, und mit dem ich täglich zusammen bin, führt ein in London 1838 erschienenes Buch: An enquiry concerning the origin of Christianity von C. Hennel mit sich, das in einer Reihe von Kapiteln die Glaubwürdigkeit der einzelnen Evangelien, den Plan, die Lehre und das Leben Jesu, Wunder, Weissagungen

1) Nämlich in dem S. 27, 1 erwähnten Aufsatz.

u. s. w. kritisch untersucht und, ohne die deutsche Kritik weiter als bis auf Schleiermacher's Lukas herab zu kennen, im Wesentlichen mit den neuesten Resultaten zusammentrifft. Kenntnisreich, ruhig und würdig, in einem, wie mein englischer Freund sagt, elastischen und, wie ich finde, sehr leichten Englisch geschrieben. Ich dachte, das würde auch in Deutschland Leser finden. — —

Er schlägt GEORGII vor, die Uebersetzung zu übernehmen. Mit dem Buchhändler Hallberger habe er bereits gesprochen. Der „liess sich geneigt finden", da STRAUSS eine kleine Vorrede zu dem Buch schreiben wollte. Der Brief schliesst:

— — Ich denke nun, es wird Dir nach einem Weisse etc. Freude machen, den klaren, einfachen, wenn auch zuweilen minder tief gehenden Gedankengang eines Engländers über diese Gegenstände zu durchgehen. Aber Du kannst's auch abschlagen ohne mich in Verlegenheit zu setzen. Doch hoffe ich dies nicht. — —

Der Engländer, von dem hier die Rede ist, und von dem STRAUSS auch in einem Brief an RAPP vom 31. Mai spricht (Ausgew. Br. S. 87 f.), ist der Arzt Dr. BRABANT. C. HENNEL, der Verfasser des zu übersetzenden Buchs, ist später BRABANTS Schwiegersohn geworden [1]).

GEORGII geht auf den STRAUSS'schen Vorschlag ein und macht sich sofort an die Arbeit. STRAUSS ordnet das Geschäftliche und übernimmt den Verkehr mit der Druckerei [2]). Darauf beziehen sich die meisten der Briefe aus den folgenden Monaten. Auch sonst bringen dieselben manches Geschäftliche, Recensionen und sonstige Arbeiten GEORGIIS betreffend. So sind zunächst die Briefe vom 16., 20.[3]), 24., 26. Juni, vom 8. Juli, wozu ein undatierter kommt, der zwischen dem 8. und 18. Juli geschrieben ist, und ebenso diejenigen vom 18. und 31. Juli [4]) und vom 12. August 1839 in der Hauptsache Geschäftsbriefe.

Bemerkenswert ist, dass STRAUSS den Freund zu einer Arbeit über den am 12. April 1838 gestorbenen katholischen Theologen Joh. Ad. MÖHLER, den geistvollen Gegner F. Chr. BAURS, zu gewinnen sucht. Schon am 24. Juni schreibt er: „RUGE schreibt mir, wer weiss von wem aufgestiftet, Du solltest ihm eine Charakteristik von MÖHLER (und dem modernen Katholizismus in Deutschland) verfassen, wozu ich sehr rate." In den folgenden Briefen kommt er immer wieder auf den Gedanken zurück. Der Auftrag von RUGE selbst ist, wie STR. in dem undatierten Brief (zwischen 8. und 18. Juli) gesteht, fingiert. Aber

1) Vgl. die Noten E. ZELLER's, Ausgew. Briefe S. 80.

2) Zu der Schrift HENNEL's und der Uebersetzung vgl. die Note E. ZELLER's, Ausgew. Br. S. 88,2.

3) In dem Brief vom 20. Juni ist von einer Abhandlung GEORGII's „Ueber die Differenz der jetzigen Weltanschauung von der christlichen" die Rede. Ein Anfang derselben ist in GEORGII's Nachlass erhalten. GEORGII scheint auch später noch an dem Faden weitergesponnen zu haben. Zum Abschluss gebracht wurde die Arbeit aber, wie es scheint, nicht.

4) Der Brief vom 31. Juli ist einem Brief RUGE's an GEORGII, den STRAUSS zu bestellen hatte, angefügt.

am 12. August schreibt er: „Dass Du die zwei Erzbischöfe [eine Schrift von Hase] recensieren willst, schrieb ich an Ruge, und steckte auch den Möhler hinter ihn, in welcher Hinsicht Du nun einen schönen λόγος προτρεπτικὸς zu erwarten hast."

Ich hebe aus diesen Briefen ausserdem noch zwei Bemerkungen über Märklin heraus, die uns einen gewissen Einblick in die Taktik geben können, die Strauss in jenen Jahren anwandte, um für seine Sache in der Oeffentlichkeit Boden zu gewinnen. In jenem undatierten Brief schreibt er: „. . . nächsten Montag werde ich Märklin in Calw sprechen . . . Er ist sehr übel dran (nämlich Märklin) durch seine Schrift [1]), und mit Tübingen stehts sehr zweifelhaft. Schlayer übrigens ist ihm und seiner Schrift gewogen. Hauber in Nürtingen hat die Idee, es sollte eine Anzahl Geistlicher ihn öffentlich gegen die im Christenboten ihm zugefügte Verunglimpfung in Schutz nehmen. Möchtest Du, falls die Idee ausgeführt wird, auch etwas dafür tun?" Und dann am 31. Juli: „Märklin kommt schwerlich nach Tübingen. Er hat sich die Sache wahrscheinlich durch seinen Pietismus verdorben. Daher meine Bitte an Dich: schreib doch ja nichts, was verfänglich sein könnte, ehe Du eine passende Kathederanstellung hast. Benütze einstweilen Dein eigentümliches χάρισμα, an historischen Themen als solchen Interesse zu nehmen, und zeige Dich vorerst in einer Arbeit, die den Tagesfragen ferne liegt; zugleich aber empfiehl Dich Preussen durch die Arbeit über Möhler. Sollen wir uns denn alle selbst das Spiel verderben und der Sache, wenigstens vorerst, den Eintritt in die akademischen Lehrämter verschliessen?"

In einem Brief vom 12. August lehnt Strauss eine Einladung Georgiis ab. Zu einer Reise könne er sich in diesem Jahr nicht mehr entschliessen, da er im Frühling zu viel Zeit verloren habe:

Stuttgart, den 12. August 1839.

— — Auch bin ich vielleicht auf den Herbst veranlasst, auf etliche Wochen nach Muskau in Schlesien zu reisen, um die dortigen Verhältnisse und Lokalitäten in Augenschein zu nehmen, da mich, wie Du vielleicht schon weisst, der Fürst Pückler von Konstantinopel aus eingeladen hat, künftig meinen Aufenthalt bei ihm zu nehmen, wozu ich (vom Herbst 1840 an) nicht abgeneigt bin, um auch äusserlich neue Verhältnisse zu versuchen. — —

Auf eine erneute Einladung der Frau Georgii antwortet er am 2. September:

Stuttgart, den 2. September 1839.

— — Allein zu einer Reise, wenn es nicht gerade eine Geschäftsreise ist, komme ich heuer nicht; ich hatte München im Sinn, aber es wurde wieder aufgegeben. Reisen kann man (d. h. ich, damit ich nicht zu viel sage) nur in zwei Fällen: 1) wenn man mit einer Arbeit fertig ist, um sich zu erholen, 2) wenn man keine Arbeit hat, um sich zu zerstreuen; wovon jetzt bei mir Keines stattfindet, sondern ich habe mich in

1) Gemeint ist Märklin's Schrift über den Pietismus: Darstellung und Kritik des modernen Pietismus, Stuttgart 1839.

eine sehr weit aussehende Arbeit verwickelt, ich will nämlich — oder muss; wie man will — eine Dogmatik schreiben, und weil diese meinen Ideen nach durchaus dogmengeschichtlich sein muss, so habe ich mich in dogmengeschichtliche Studien und Kollektaneen einlassen müssen, von denen Louis am besten weiss, wie lang sie einen in Anspruch nehmen — mich in jedem Fall noch Jahr und Tag, ungeachtet ich sie nicht über das Wesentlichste für meinen Zweck ausdehne. Eine solche Arbeit hat nun für meine Ungeduld etwas Unbehagliches, und andererseits könnte eine Reise vor ihrer Vollendung für mein empfindliches Gewissen (d. h. geistigen Selbsterhaltungsinstinkt) keinen reinen Genuss gewähren . . . Nach Muskau reise ich nun vorerst nicht; es ist zwar noch nicht gewiss, dass der Fürst seine dortige Besitzung verkauft hat (sein Generalinspektor Leopold Schefer war kürzlich hier), doch möglich, dass er sich dazu entschliesst, um sich, — man weiss noch nicht ob am galiläischen oder am Bodensee, neu anzukaufen. Jedenfalls soll er, meint Schefer, auf seiner Rückreise hierherkommen. — —

Am Schluss fügt er für Georgii „noch eine Stelle aus einem Brief bei, er soll raten von wem, und sagen, ob sie nicht schön ist“:

— — Einen Platz habe ich hier, wo ich täglich in Stille Eurer gedenke, besonders Deiner, liebe Marie, es ist dies der Friedhof und dort das Grab meines mir unvergesslichen Freundes Möhler, es ist dies der erste Gang, den ich täglich, und zwar allein, machen kann, weil ich auch andere meines Geschlechts allein hingehen sehe; das war aber ein Stück Arbeit, unter tausenden von Grabmälern ein einzelnes herausfinden, zudem suchte ich stets unter den schönsten Denkmälern, sein Grab ziert aber nichts als sein Name auf einem einfachen schwarzen Holz, und ein Immergrün, ich habe das Grab von Unkraut gereinigt, und noch drei Reiser Immergrün eingelegt, auch versäume ich nie, es mit Weihwasser zu besprengen; es liegt auf der linken Seite im hinteren Gang und hat die Nummer 288.“ — —

Auf die „Bettinische“ Stelle über Möhler's Grab kommen die folgenden Briefe, die wiederum fast nur Geschäftliches oder Persönliches enthalten (13., 22., 29. September, 1., 5., 19. November), wiederholt zurück, und ebenso kehrt in ihnen die Mahnung an Georgii, den Aufsatz über Möhler zu schreiben, immer wieder. In dem Brief vom 29. September, mit welchem er Georgii seine „Charakteristiken und Kritiken“ zusendet, stellt Strauss diesem wichtige Mitteilungen über Möhler in Aussicht. Er schreibt hier:

Stuttgart, 29. September, 9. Oktober 1839.

— — Ueber Möhler erhältst Du nächstens durch mich (von der liebenswürdigen Schreiberin jener Briefstelle) ausführlichen Aufschluss gerade über den Punkt, den Du wissen willst, in folgenden Kapiteln: Ankunft im Bade zu Bo . . . Einlogierung in ein Zimmer, dessen Nachbar Möhler ist. Abhandenkommen eines Schuhs durch einen Hund. Zurückgabe durch Möhler und dadurch angeknüpfte Bekanntschaft etc. Tiefgehende Eröffnungen. Die Arbeit nimmst Du viel zu schwer. Wenn Du Möhlers Einheit der Kirche, Athanasius, Symbolik, nebst den wichtigeren Aufsätzen in der Quartalschrift gelesen haben wirst, so hast Du, Deine persönliche Kenntnis des Mannes einerseits und jene zu erwartenden Eröffnungen andererseits dazu genommen, überflüssigen Stoff. Anzuknüpfen wäre nach rückwärts an die Romantik und nach vorwärts

an die Kölner Geschichten. Doch ich will Dir hiemit gar nicht zugeredet haben, so wenig als von der Schleiermacher'schen Arbeit abgeredet durch die wiederholte Bemerkung, dass ich an die Möglichkeit einer unverfänglichen, d. h. Deiner Beförderung im geistlichen Amt unschädlichen Behandlung desselben nicht glaube. Ebenso wäre ohne Zweifel eine Berührung meiner und der Züricher Sache bedenklich. — —

Mit dem Brief vom 1. November schickt er dem Freund den „Möhler von unserer cherubinischen Dame“ und bemerkt dazu: „Ich bin begierig, wie er Dir und der l. Frau gefallen hat, und erbitte mir ihn schliesslich zurück, da ich mir das Eigentumsrecht vorbehalten habe.“ In einem Brief an Frau Georgii vom 30. November fügt er mit Bezug auf dieses Manuskript noch an: „Auf Möhler zu kommen, so muss ich sagen, dass mich in dem bewussten Manuskript weit mehr die Verfasserin und der Dekan Huber anzog als Möhler. Ich mag solche gebrochene Gestalten nicht. Sie machen mir den Eindruck der Unwahrheit. Und je schönere Züge sie enthalten, um so mehr grolle ich den Verhältnissen, die das edle Gottesbild so verhunzt haben.“

Das Manuskript, von dem hier die Rede ist, ist dasselbe, das Strauss nach dem Tod der Verfasserin, seiner Freundin Emilie Sigel, veröffentlicht hat — zuerst in den von Oppenheim herausgegebenen Deutschen Jahrbüchern 1863, dann im 2. Band seiner kleinen Schriften (wiederabgedruckt Ges.Schr. II S. 219 ff.). In dem „Vorwort“, das die „Erinnerungen an Möhler“ einleitet, gibt Strauss eine schöne Charakteristik des genialen Mannes. Sein Endurteil über ihn, wie über die anderen handelnden Personen des Stücks, bleibt aber das einst in dem Brief an Frau Georgii ausgesprochene.

Das „Vorwort“ erzählt auch, dass die „Erinnerungen“ von der Verfasserin auf sein Zureden „im Jahre nach Möhlers Tode“ zu Papier gebracht worden seien. Aus den Briefen an Georgii geht hervor, dass diess in der Tat im Sommer 1839 geschehen ist. In Georgiis Nachlass hat sich auch eine von Frau Georgii damals angefertigte Abschrift des Manuskripts gefunden. Ich stelle das ausdrücklich fest, weil Strauss in die eigentümliche Lage gekommen ist, die „Echtheit“ der Erinnerungen gegen einen Angriff von katholischer Seite verteidigen zu müssen. In der Vorrede zu der Schrift „Johann Adam Möhler. Ein Lebensbild von Professor Balthasar Wörner“ hatte der Herausgeber, der Benediktinerpater Pius Bonifacius Gams, gesagt: „Eben in unseren Tagen werden andere, unächte Erinnerungen an Möhler von einem bekannten Mythiker kolportiert, welche ausschliesslich in das Gebiet der Fabel und des Klatsches zu verweisen sind.“ Dagegen wendet sich Strauss' „Erwiderung“ im 19. Band der Preussischen Jahrbücher: die „unechten Erinnerungen an Möhler“, oder der „Mythiker“ und der Benediktiner[1]). Ich habe die in meinem Besitz befindliche Abschrift des Manuskripts mit der Strauss'schen Publikation verglichen und kann bestätigen,

1) Preussische Jahrbücher, 19. Bd., 1867, S. 580 ff.

dass diese in allem Wesentlichen treu ist. Die Aenderungen beschränken sich auf stilistische Korrekturen und einige Milderungen; bisweilen zeigt auch die Abschrift offenkundige Kürzungen; indessen sind alle diese Differenzen für die Hauptsache ohne jede Bedeutung. Eine andere Frage allerdings ist, ob die „Erinnerungen“ den Grad der Glaubwürdigkeit verdienen, den Strauss ihnen beigemessen hat. Nun ist die subjektive Wahrhaftigkeit der Verfasserin nach allem, was wir, auch von dritter Seite, über sie wissen, über jeden Zweifel erhaben. Dass sie dagegen zur Zeit jenes Zusammenseins mit Möhler wirklich „bei allen körperlichen Leiden“ die „Kraft und Gesundheit der Seele“ besessen habe, von der Strauss spricht (Ges.Schr. II S. 224), ist mir nicht ebenso sicher. Nach den „Erinnerungen“ scheint die damalige Krankheit der Verfasserin ein Nervenleiden von der Art gewesen zu sein, dass es zweifelhaft ist, ob sie alles, was sie später als damaliges Erlebnis erzählt, wirklich erlebt hat, oder doch so erlebt hat, wie sie es erzählt. Dazu kommt, dass die Aufzeichnungen erst sieben Jahre nach dem Erlebnis niedergeschrieben sind. So wird man an vielen Einzelheiten des Berichts wirklich zweifeln müssen. Die Substanz desselben anzufechten, liegt dagegen um so weniger ein Grund vor, als die Nachspiele zu dem Haupterlebnis, von denen die Erinnerungen berichten (S. 238) und die ohne jeden Zweifel historisch sind, eine gewisse Bestätigung für dieses bieten. Und auch darin wird Strauss, der Möhler persönlich gekannt hat, Recht haben, dass der Inhalt jener Erzählung „mit Möhlers Persönlichkeit, wie sie dem unbefangenen Menschenbeobachter erschien, durchaus zusammenstimmt.“

Ein Brief vom 23. Dezember 1839 betrifft einen Streit, den Strauss, zugleich in Vertretung von Georgiis Interessen, mit dem Verleger der Hennel-Uebersetzung, Hallberger, hat. Auch der Brief vom 18. Februar 1840 und ein Zettel vom 25. desselben Monats enthalten nichts Bemerkenswertes. In einem Brief vom 31. Mai kommt Strauss am Schluss auf eigene Arbeiten zu sprechen:

Stuttgart, den 31. Mai 1840.

— — Zu einer Reise komme ich diesen Sommer noch nicht. Ich muss ausser den Arbeiten an der Dogmatik noch eine 4. Auflage des Lebens Jesu besorgen, d. h. die Correktur; denn nach den Entstellungen, die das Buch in der 3. Auflage erfahren, habe ich mich fest entschlossen, es nach ed. 2 und teilweise 1 ohne alle Veränderung abdrucken zu lassen. Dabei habe ich im Interesse meines Bruders, dessen wenig gewinnreicher Associationskontrakt in Köln heuer zu Ende geht, ihm den Rat gegeben, sich hier ein Verlagsrecht zu kaufen, und vorerst diese beiden Werke von mir in Verlag zu nehmen. —

Einige Tage später meldet Strauss dem Freund in einem undatierten Brief, dass er nächstens mit Rapp auf drei Wochen nach Cannstatt gehen werde, um den Brunnen zu trinken. Er fordert den Freund auf, auch zu kommen. Am 13. Juni wiederholt er die Aufforderung von Cannstatt aus. „Die Geberin des Möhler'schen Jelängerjelieber lernst Du dann auch kennen“. Ein Stimmungs-

bild aus diesem Badeleben entwirft die Nachschrift des Briefs: „Auch der Pfarrer von Kilchberg ist hier und erzählt uns von seinem Tarocken mit Hegel, einer Disputation und einem Ball mit Schelling, von durch ein Kartenblatt der Länge nach gespaltenen Flaschen u. dgl. Kurz ganz anständige Gesellschaft . . .“

Georgii kam nach Cannstatt, und ein Brief Straussens an den inzwischen von Dörrenzimmern nach Calw übergesiedelten Freund vom September (mit einem „Zusatz“ vom 29. September/4. Oktober) blickt auf das Cannstatter Zusammensein zurück.

Am 14. Januar 1841 schreibt Strauss:

— — Hast Du den Synodalerlass an die Pfarrer, eine Warnung vor der spekulativen Theologie enthaltend, schon bekommen? Da ists gut, dass Du Dich bei Flatt so entschieden, wie er wenigstens erzählt, von derselben losgesagt hast. Dagegen ist Rapp ganz rabiat, sein Spruchbuch [1]) macht ihm von Kollegen, dem Prälaten etc. viel Verdruss, ist aber bald vergriffen, und dann will ers neu auflegen.

Deinen Brief an Ruge habe ich besorgt. Die Jahrbücher sind noch nicht angelangt. Im Neujahrs-Manifest bricht Ruge offen mit Preussen, das seine Mission der geistigen Freiheit verscherzt habe, die nun an ein anderes Land übergehen werde, und postuliert von diesem eine Universität im neuen Stil. Wenn er sich damit nur nicht, nämlich seine Jahrbücher, um den Hals geredet hat. Uebrigens fängt mir in den Jahrbüchern auch Manches zu missfallen an. Z. B. Göthe gegenüber stehen sie bereits auf dem Menzel'schen Standpunkt. — —

Die spitzige Bemerkung in diesem Schreiben scheint eine scharfe Auseinandersetzung zwischen den beiden Freunden zur Folge gehabt zu haben. Doch ist Strauss' nächster Brief nicht erhalten. Immerhin lässt das Schreiben vom 9. März 1841 einen Rückschluss auf das Vorgefallene zu:

Ludwigsburg, den 9. März 1841.

Dein liebes Schreiben beantworte ich von hier aus, wohin ich, einer schnellen Erkrankung meines Vaters wegen, abermals zu reisen veranlasst war, und obgleich jetzt Besserung eingetreten ist, noch einige Tage verweilen werde. In diesen Umständen mag auch die Entschuldigung dafür liegen, dass ich meinen damaligen Zeilen nicht gleich mehr zur Beantwortung Deines früheren Briefes nachschickte. Was Du mir darin über die Differenz unserer Ansichten und Standpunkte schreibst, konnte ich aus der Verschiedenartigkeit unserer Natur u. s. w. ganz zurechtlegen; wie kannst Du glauben, dass ein offenes Urteil von Dir über meine Sachen mir unangenehm sei? Ich weiss wohl, Dein Talent hat gerade da seine grösste Stärke, wo das meinige seine schwache Seite hat, und so kann ich, auch wenn Du es nicht sagtest, doch im Voraus wissen, wo ich nicht im Stande gewesen sein werde, Dir zu genügen. Dass Du jetzt hinter den Lessing gehen willst, ist schön; als Hilfsmittel und Repertorium für solche ist sehr zu empfehlen der neueste Band von Gervinus' Geschichte der deutschen Nationalliteratur, den Dir die Stuttgarter, jedenfalls die Tübinger Bibliothek leihen wird. Dieser Band geht bis zu Göthe's Jugend und enthält gerade Lessing samt seinen Vorgängern und Nachfolgern. Auch über Gottsched findet sich ein Abschnitt in

1) Hiezu vgl. Ausgew. Br. S. 93.

diesem oder dem vorhergehenden Bande. Vielleicht zieht Dich diese Arbeit von der Spannung gegen die Pietisten ab [1]), gegen welche Du nicht schreiben kannst, ohne die Behörden, selbst den König gegen Dich zu stimmen, und auch Schlayer in Verlegenheit zu setzen; denn alle wollen friedliches Auskommen der Parteien. — —

Ein Brief vom 18. März 1841 betrifft lediglich persönliche und geschäftliche Angelegenheiten. Von Interesse ist dagegen eine Stelle aus dem Brief vom 27. April:

Stuttgart, den 27. April 1841.

— — Dein damals eingeschlossener Brief an Ruge ging sogleich ab. Ohne Zweifel hast Du indess Antwort von ihm, und auch Aufforderung, ihm womöglich recht bald etwas zu schicken. Wenigstens wünscht er dies namentlich von Dir in einem vor mir liegenden Brief an Vischer, der während der Vakanz eingelaufen ist. Er dauert mich halb, dass ihm für den theologischen Teil seiner Zeitschrift nun eine unangenehme Konkurrenz erwächst durch die Zeitschrift, welche Zeller begründen will, und wozu Du die Einladung, wenn Du sie noch nicht erhalten hast, bald bekommen wirst [2]) . . . . . . Was macht der Lessing? er bleibt doch nicht liegen? Wenn ein ablösbares Stück davon fertig ist, schick' es als ersten Artikel an Ruge, der sehr in der Klemme zu sein scheint. — —

Diese Aeusserungen zeigen, dass Strauss damals Ruges Jahrbücher trotz der beginnenden Verstimmung gegen sie und trotz der Sympathien, die er der von Zeller in Aussicht genommenen Zeitschrift zuwendet, noch nicht fallen lassen will.

Im gleichen Brief und dann auch in dem vom 3. Mai spricht Strauss von einer Reise, die er nach Schwalbach zur Hochzeit seines Bruders machen müsse. Ueber diese berichtet ein Brief vom 29. Mai:

Stuttgart, den 29. Mai 1841.

— — Meine Reise ist . . ganz nach Wunsch ausgefallen. . . Auch habe ich in Heilbronn bei Märklin, in Weinsberg bei Kerner, in Heidelberg beim Stadtpfarrer, angenehme Tage resp. Stunden zugebracht. Dagegen war mir das abstrakte Reisen in den Maschinen der Eil- und Dampfwagen, wie auch der Dampfschiffe, unter einer Masse gleichgültiger Menschen, für die man und die für einen nur das Abstraktum eines Passagiers sind, diesmal ganz besonders widerlich, und hat mir das Reisen ganz verleidet. Ich wollte im Juli oder August nach München, weiss aber eben deswegen nicht ob ichs thun werde. — —

Am Schluss des Briefs findet sich noch die wehmütige Notiz: „Denk nur, unser Freund Hennel ist schwindsüchtig und wird wohl sterben“ [3]).

1) Georgii war der Nachfolger Märklin's in Calw geworden. In Calw hatte letzterer sein Buch gegen die Pietisten geschrieben. Wie es scheint, hatte auch Georgii nun praktischen Anlass, sich gegen diese zu wenden.

2) Seit den Osterferien 1841 hatte E. Zeller den Plan gefasst, an die Stelle der soeben eingegangenen Tübinger Zeitschrift für Theologie eine neue Zeitschrift zu setzen. Diese erschien dann seit Neujahr 1842 unter dem Titel: Theologische Jahrbücher. Vgl. E. Zeller, Erinnerungen S. 133.

3) Vgl. hiezu aber unten den Brief vom 18. März 1846.

Am 2. Juli 1841 schickt Strauss dem Freund den zweiten Band seiner Glaubenslehre und schreibt dazu:

Stuttgart, den 2. Juli 1841.

— — Dass du auch wieder Zeit zu Privatarbeiten bekommst, ist ein Mittel zur Befestigung guter Stimmung bei Dir. Freilich sind die zwei Schriften, die Ruge Dir vorgeschlagen, nicht der anziehendste Gegenstand. Die Bauer'sche über Johannes hatte er auch mir angetragen, ich schlug sie aber aus. Es würde indess nur auf ein Schreiben von Dir an Ruge, (jetzt nach Dresden)[1]) ankommen, dass er Dir statt derselben lieber Baur und Schwegler[2]) überlassen sollte, die er, als eben erscheinend, schwerlich schon vergeben hat. Die von Baur kennst Du wohl schon, und die Schwegler'sche scheint mir, nach flüchtiger Ansicht, recht interessant. Hauptsächlich aber glaube ich, hängen sie mit dem Fache, auf welchem, meiner Schätzung nach. Du am meisten tun kannst, näher zusammen. Ich habe — Dir die Unart zu gestehen — erst kürzlich Deine Abhandlung über die alexandrinische Religionsphilosophie gelesen, (da sie mir zukam, nachdem ich schon an der Ausarbeitung meiner Dogmatik begonnen hatte, legte ich sie um meinen Plan nicht zu durchkreuzen, zurück), und sie, so weit ich in die Sache hineinsehe, vortrefflich, ja als das Beste, was Du geschrieben, gefunden. Auch Baur in seiner Trinitätslehre spricht ja mit grosser Anerkennung davon[3]). Nun, Du hast ihn auch recht nett und anständig, aber auch nicht mehr als billig, behandelt. An dieser Seite nun, meine ich, solltest Du fortmachen. Hier kannst und wirst Du gewiss Bedeutendes leisten. Ich glaube, dass Du den specifisch historischen Blick besitzest, für den manche Nebel, die einen anderen zeitlebens äffen, gar nicht existieren. — —

Hier lege ich den zweiten Band meiner Dogmatik bei, die Du gewiss gnädig beurteilen wirst, wenn Du sie nicht als historisches, sondern als polemisches Buch betrachtest. Denn von dem rein historischen Interesse, das ich Dir zuerkenne, habe ich keinen Blutstropfen in mir, was Dich, wie ich weiss, oft schon geärgert hat, wie mir Deine dogmatisch-philosophische — oder wie wirs nennen wollen — Parteilosigkeit unangenehm war. Nehmen wirs aber als Urphänomene, lassen jeder den andern in seiner Art gewähren, seien ihm freundlich und bei Gelegenheit förderlich. — —

Die Briefe vom 26. Juli und vom 11. September handeln von Geschäftlichem und von Bücherbesorgungen. In letzterem taucht wieder die immer noch nicht publizierte Abhandlung Georgii's über die Besessenen auf. Der Brief vom folgenden Tag (12. September) mahnt Georgii am Schluss, diese Abhandlung für Zellers Jahrbücher zu erhalten. Im ersten Teil des Schreibens ist von einem Aufsatz Georgii's über Shelley's Cenci die Rede:

1) Wohin Ruge, nachdem die Hallischen Jahrbücher in Preussen verboten und als solche zu erscheinen aufgehört hatten, übergesiedelt war.

2) Es handelt sich um die beiden Bücher: F. Chr. Baur, Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtl. Entwicklung, 1. Teil, Tübingen, 1841, und F. C. A. Schwegler, Der Montanismus und die christl. Kirche, Tübingen 1841. — Das zweite der beiden Bücher hat Georgii nachher in den Deutschen Jahrbüchern recensiert.

3) Nämlich in dem eben erwähnten Werk S. 59, Anm. 18.

Stuttgart, den 12. September 1841.

Nachdem ich Dir gestern in der Eile die gewünschten Bücher geschickt, fand ich diesen Morgen Zeit, Deinen Aufsatz über die Cenci zu lesen, und stimme nun entschieden für den Druck. Die allgemeine Einleitung dürfte zwar — für mich wenigstens — noch klarer ausgeführt sein, doch würde sie dann auch ausführlicher werden, und das darf sie des Raumes wegen nicht, darum soll sie so bleiben wie sie ist. Die Ausführung des Einzelnen hierauf hat meinen vollen Beifall, besonders stimme ich Deinen Ausstellungen gegen den Schluss vollkommen bei, wie hattest Du dies denn früher? Das Stück bleibt aber bei allen Schönheiten doch ein gewaltiges Ungeheuer, und obwohl Du das Möglichste gethan hast, das Werden eines Charakters, wie der alte Sünder, aufzuzeigen, so bleibt er doch eine dramatisch unzulässige Figur. — —

Kurze Zeit nachher scheint es zwischen den Freunden wieder einmal Differenzen gegeben zu haben. Wenigstens schreibt Strauss am 29. Oktober:

Stuttgart, den 29. Oktober 1841.

— — Dass Du durch Unterhaltungen mit mir Dich in Deinen Arbeiten und literarischen Planen gestört findest, ist mir unerwartet und herzlich leid; ich weiss bei unseren Differenzen wohl auch die Grundverschiedenheit unserer wissenschaftlichen Anlage und Weise in Anschlag zu bringen, die uns einen dem andern teilweise unverständlich und ebensoweit auch ungerecht gegen einander machen mag. Übrigens halte ich für's Beste, von solchen Missständen sich nur offen Notiz zu geben, übrigens aber keine weiteren Explikationen zu machen, sondern frisch weiter zu leben und zu verkehren, und durch die Tat zu erproben, dass man die Suppe, wenn auch eine Mücke hinein gefallen, doch noch essen kann.

In einer Nachschrift zu dem Brief bittet Strauss den Freund: „Sei so gut und schreibe bei nächster Gelegenheit an Ruge: 1. Meine Recension über Kerner sei längst fertig, aber eine Instanz, der ich sie vorzutragen für Pflicht gehalten, habe ihr das Imprimatur verweigert [1]. 2. Nach Dresden ziehe ich nicht, auch werden sie mich dort leicht entbehren können". Letzteres ist offenbar die Antwort auf eine Aufforderung Ruges an Strauss, die Mitredaktion der nunmehrigen Deutschen Jahrbücher in Dresden zu übernehmen. Dass die Antwort so kurz und schroff ausgefallen ist, und dass Strauss sie nicht selber gibt, hat seine guten Gründe. Schon bald nachher, am 13. November, schreibt er an Vischer, er werde bei ehester Gelegenheit Ruge die Mitarbeiterschaft an den Jahrbüchern aufkündigen, da die Art, wie seit einiger Zeit dort von ihm im Verhältnis zu Br. Bauer und Anderen gesprochen werde, ihm die Mitarbeit nicht mehr erlaube, und drei Wochen später (5. Dezember) teilt er demselben Freund, der ihn zu beschwichtigen versucht hatte, mit, er habe nach 14tägiger Bedenkzeit Ruge ohne Angabe eines Grundes geschrieben, dass er aus der Zahl der Mitarbeiter austrete (Ausgew. Br. S. 112 und S. 115).

---

1) Nach Briefen an Rapp vom 21. Okt. und 1. Nov. 1841 (Ausgew. Br. S. 107) handelt es sich um eine Recension der „neuen Ausgabe" von Kerner's Dichtungen; die Instanz, die das Imprimatur verweigert hat, ist Justinus Kerner selbst.

Dass es übrigens schon damals mit Ruge's Jahrbüchern nicht zum Besten zu stehen schien, zeigt eine Aeusserung in dem Brief an Georgii vom 4. Januar 1842: „... Mit der rückständigen Recension kannst du unter jetzigen Umständen der Jahrbücher es machen wie Du willst" — es handelt sich um die Recension des 1. Bandes von Baurs Dreieinigkeitslehre. — „Uebrigens habe ich dem Dr. Baur im Herbst schon gesagt, dass Du ihn recensieren wollest. Wahrscheinlich wäre im Fall des Eingehens der Jahrbücher Zeller noch froh an der Recension."

Im selben Brief berichtet Strauss von einem Operntext, den er geschrieben habe [1]). „Ich habe kürzlich für Kauffmann einen Operntext geschrieben, nach Tieck's Zauberschloss. Ich musste ihn dreimal umarbeiten, bis er musikgerecht war, aber solches Technische macht mir Vergnügen ...."

Das Schreiben vom 8. Januar ist ein Nachtrag zu dem vom 4. Str. bemerkt noch: „... Gegen Baur erwächst Dir durch meine ihm gegebene Nachricht keine Verbindlichkeit." Dann schreibt er über Ruge kurz und bündig: „An Ruge kann ich nicht mehr für Dich schreiben; ich habe ihm einiger mir ärgerlichen Unverschämtheiten seines Blattes gegen mich wegen schon vor zwei Monaten die Mitarbeiterschaft aufgekündigt ..." Und auch jetzt versäumt er nicht, für Zellers Zeitschrift zu werben: „Gegen Zellers Unternehmen solltest Du doch nicht unfreundlich gesinnt sein. Arbeitest Du auch jetzt nichts dafür, so wenig als ich, so wollen wirs doch nicht für die Zukunft verschwören."

Am 22. März 1842 sendet Strauss dem Freunde das Manuskript des Operntextes mit einer kurzen Notiz: „Kaum warst du fort, so erhielt ich die Oper zurück, und ich schicke sie Dir, weil ich denke, sie wird Deiner l. Frau Spass machen. Auch lege ich die Tieck'sche Novelle bei." Am 4. April schreibt er dann:

Stuttgart, den 4. April 1842.

Rücksichtlich Deiner Arbeit über Schelling will ich Dich benachrichtigen, dass im nächsten Hefte seiner Zeitschrift Zeller einen Bericht aus Berlin über die sämtlichen Vorlesungen Schellings von diesem Winter geben wird, worauf Du doch wirst warten müssen. ... Nachdem ich die unübertreffliche Geschichte des Bauernkriegs von Bensen [2]) nun zum zweiten Mal gelesen, wünschte ich doch gar zu sehr, dass Du ihn recensieren möchtest. Du wirst Dich bald einstudiert haben, und der Stoff scheint mir in Deine neueren Studien einzuschlagen. Wenn Du mir also versprichst: 1) dass Du ihn recensieren willst, 2) dass Du ihn loben willst, (er verdient's) 3) dass Du ihn den Tacitus des Bauernkriegs nennen willst (er ist's), so schicke ich Dir den Mann mit nächstem Boten, aber ohne Urfehde auf diese drei Punkte nicht. Wenn auch die Deutschen Jahrbücher aufhören, so sind die Berliner [3]), oder die Halle'sche Literaturzeitung froh daran.

---

1) Von diesem ist auch sonst — in Briefen aus dieser Zeit und noch in den Literarischen Denkwürdigkeiten (Gesammelte Schriften I S. 15) — viel die Rede.

2) H. W. Bensen, Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken, Erlangen 1840.

3) Gemeint sind die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

In mehrfacher Hinsicht interessant ist ein Brief vom 12. April; mit ihm schickt Str. dem Freund das Buch von Bensen, dessen Besprechung Georgii wirklich übernehmen wollte:

Stuttgart, den 12. April 1842.

Hier folgt also kontraktmässig der Bensen. Ich bin begierig, ob er Dir auch so gefällt. Zum Teil freilich, ich leugne es nicht, ist mein Anteil auch stoffartig; doch ist das nicht das Ganze. Ich mag diesen grollenden Geist, diesen verhaltenen Zorn des Geschichtschreibers, der immer gespannt bleibt, nie ausbricht, und zuletzt sich sogar noch zu einer Versöhnung zwingt. — —

— Die Oper gibt man natürlich vor der Aufführung noch dem Theaterschneider zum Zustutzen, ich meine einem bühnenkundigen Mann, Regisseur oder dergl. Eben liegen zwei Schauspiele vor mir, die mir Moriz mitgeteilt hat in seinem Exemplar mit seinen Strichen und Änderungen. Es ist mir belehrend und interessant.

Seit vorgestern ist die Schebest hier, sie liess sich mir gleich ansagen, und ich war schon zweimal bei ihr. Bin also natürlich weg. Am Mittwoch, d. h. morgen singt sie den Romeo. Es ist mir sehr beschwerlich, dass ich wieder verliebt sein soll, und doch ists unausweichlich. Man sollte die Toten ruhen lassen, und ich war ein solcher. Es ist grausam, sie herauszuzaubern und nach der Pfeife tanzen zu lassen, um sich dann wieder wie vorher ins Grab zu legen. Schliess meine arme Seele in Dein christliches Gebet ein.

Die Nachschrift zu dem Brief lautet:

Gedanken über Schönheitskultus. Denn das ist eigentlich mein Verhältnis zu der Sch. Ich bin überhaupt ein Kultusnarr. Alles wird bei mir dazu. Ich habe einen Theaterkultus, einen Musikkultus etc. In den Schönheitskultus nun bringt das den Schmerz herein, dass sich in die objektive, freie Lust der Anschauung unvermeidlich subjektiv interessierte Neigung mischt. Wäre nur Kauffmann hier, das wäre ein einesteils sympathischer, aber doch zugleich komischer Ableiter meiner Raserei.

Strauss' Schicksal erfüllte sich rasch. Am 11. August schreibt er:

Stuttgart, den 11. August 1842.

— — Ich bringe jetzt die letzten Wochen hier zu, indem ich zu Ende des Monats Hochzeit habe, und wie Du durch Sautter und Reuschle wissen wirst, in Sontheim bei Heilbronn mich niederlassen werde. Verzeih mir, dass ich Dir nicht öfter geschrieben — ich war immer auf Reisen und kam zu nichts. Auch jetzt nur soviel, dass ich mich auf das neue Leben so sehr freue, dass ich nicht begreife, wie ich dies alte so lang habe aushalten können. — —

Am 7. September berichtet er über die Hochzeit und das neue eheliche Leben:

Sontheim, den 7. September 1842.

Vom Tag und Ort meiner Hochzeit, sowie vom Datum meiner und meiner Frau ihrer Geburt hat ja also Dich und die übrige württembergische Welt der dienstfertige Merkur in Kenntnis gesetzt. Dennoch kann ich nicht unterlassen, es Dir und Deiner lieben Frau noch besonders anzuzeigen, wäre es auch nur, damit Ihr sehet, dass ich im neuen Leben die alten Freunde nicht vergessen habe. Rapp hielt die Trauungsrede, trefflich allem Christlichen aus dem Wege gehend, und vor- und nachher spielte

Kauffmann Stücke aus der Zauberflöte auf der Orgel. Die Kirche war ausser dem Hochzeitszug hauptsächlich mit Juden besetzt. Seit acht Tagen also sind wir hier, in einem wahren Zauberschloss, vor uns den Neckar, mit seinen Flössen, Schiffen und Gänsen, links zwei Dörfer im Tal und ein weiss glänzendes Schlösschen auf der Höhe, rechts Heilbronn mit dem Wartberg. Vor dem Saal haben wir einen Balkon, wo man die Aussicht aufs schönste geniessen kann, auch laufen zwei Rinnen an ihm aus, doch nicht als Drachenhälse wie dort, sondern zur Seite in Röhren herabgeleitet. Meine Frau findet sich über alle Erwartung gut in das Hauswesen und ist den ganzen Tag geschäftig — wir führen ein ganz ordentliches Leben zusammen auf. Wie schön wäre es, wenn Du diesen Herbst noch mit Deiner lieben Frau zu uns kommen könntest! — —

Der nächste Brief ist vom 13. Januar 1843. Georgii war mit seiner Frau Strauss' Einladung gefolgt. Dann hatte er nach langem Stillschweigen dem Freund seine Besprechung des Bensen'schen Buches (in den Deutschen Jahrbüchern) und zwei Arbeiten über Schwegler [1]) geschickt. Dafür dankt Strauss:

Sontheim, den 13. Januar 1843.

— — Deine Arbeiten haben mir vielen Genuss gewährt. Mit Deiner Recension des Bensen bin ich in Lob und Tadel einverstanden: sichtbarlich war dem in Lokalgeschichte geübten Mann ein solcher Stoff zu weitschichtig, auch mag er es anfangs nur auf eine Geschichte des Bauernkriegs in Rothenburg's Umgegend abgesehen gehabt haben. Aber es freut mich für den Mann, dass Du ihn aus der Dunkelheit gezogen. Märklin diktierte schon seinen Gymnasisten ein Argument aus ihm von Jaclinius Rorbacensis. Aber dass Deine Recension ebenso mit Druckfehlern in die Welt gehen musste, wie das Buch, woran sie dies tadelt! Von den beiden Arbeiten über Schwegler etc. schien mir die erste — soweit ichs beurteilen kann — sehr im Vorteil zu sein; wogegen ich in der zweiten nicht recht im Stande bin, die Sätze: 1) dass keine Erscheinung der nachpaulinischen Kirche — zu ihrer Erklärung direkte jüdische Einflüsse erheische, 2) dass die jüdischen Elemente, die etwa der nachpaulinischen Kirche inhärieren, zureichend aus dem ursprünglichen Verwandtschaftsverhältnis von Judentum und Christentum abgeleitet werden können — diese Sätze weiss ich nicht recht gegen einander abzugrenzen, so dass nicht der zweite zum Teil wieder einräumte was der erste ausschloss, oder der erste etwas auszuschliessen schiene, was auch die gewöhnliche Ansicht nicht meint — kurz, der direkte und indirekte Einfluss des Jüdischen müssten genauer bestimmt sein, möchten sich aber schwer für alle Fälle unterscheiden lassen. Ich weiss nicht, ob ich Dir klar bin, eigentlich bin ich mir's selbst nicht recht. — —

Bei uns steht alles recht wohl. Der Winter schleicht so davon, dass man nicht recht merkt, wie man eigentlich doch nur auf dem Dorf ist; Musik wird fleissig getrieben, am Dreikönigs- (oder nach Kauffmann Dreifaltigkeits-)fest war grosse Concert-

---

1) Die Recension des Bensen'schen Buches erschien in den Deutschen Jahrbüchern, 1842, S. 1132 ff. Die beiden Arbeiten über Schwegler haben dessen Montanismus zum Gegenstand. Die eine ist die Recension des Buches in den Deutschen Jahrbüchern, 1842, S. 45 ff., 129 ff. Hiezu ist dann noch, veranlasst durch Bemerkungen E. Zeller's zu dieser Recension im 1. Band seiner „Theol. Jahrbücher“, S. 383,1, ein Nachtrag gekommen: Ueber den Charakter der christl. Geschichte in den ersten zwei Jahrhunderten. Eine Entgegnung, Deutsche Jahrbb. 1842, S. 913 ff.

aufführung der Zauberflöte unter Kauffmann's Direktion in einem Privathaus in Heilbronn. Vorgestern fuhr im grössten Sturm und Hagelwetter Bettina auf einer Reise nach Stuttgart für eine halbe Stunde bei uns an und war uns eine merkwürdige und freundliche Erscheinung.

Zum Schluss noch die Nachschrift:

Noch eins! Nun die Deutschen Jahrbücher ihr Schicksal ereilt hat, worin sich Deine Arbeiten zuletzt ganz einsam ausnahmen, so solltest Du nun für Zeller aus patriotischem und wissenschaftlichem Interesse Dich entscheiden; ich bitte sehr darum, und Zeller auch, er war die Weihnachten bei uns.

Am 7. Februar schickt Strauss dem Freund eine Einladung zu einem Baurjubiläum [1]) und kommt dann auf die Zeller'sche Zeitschrift zurück:

Sontheim, den 7. Februar 1843.

Hier schicke ich Dir eine Einladung zu dem für Baur zu veranstaltenden Jubiläum, zugleich für Deinen Schwager bestimmt, nebst einer Einlage für Deinen Bruder zu gelegentlicher Besorgung. Ich zweifle nicht, dass Du, wenn es Dir irgend möglich, teilnehmen wirst; es gilt hier, den Repräsentanten eines Princips zu ehren, eines Princips nach dessen allgemeiner Grundlage, worin alle Differenzen der Anwendung verschwinden. Zugleich bekommen entfernte Freunde Gelegenheit, sich wieder zu sehen.

Nun tritt ja an die Stelle der Deutschen Jahrbücher ein schwäbisches Institut [2]), zu dem Du auch schon Einladung erhalten haben wirst. Um so weniger kannst Du jetzt ausweichen: was ins eine nicht passt, taugt fürs andere. Und warum sollte Zeller Recensionen von dem Umfang der Deinen nicht wünschen? Sie sind ja in einem Fachjournal besser am Platz als in einem allgemeinen. Auch heben sich seine Jahrbücher mit jedem Heft und werden sicherlich in Kurzem die erste theologische Macht sein. Es wäre schlimm, wenn Du Dich dagegen einnehmen liessest durch etwas, das vielleicht ebensowohl auf Deiner Seite als auf der ihrigen eine Einseitigkeit ist. Sind sie etwas zu zuversichtlich in Combinationen, so scheint mir Dein Skepticismus zuweilen Deinen eigenen Forschungen den Keim auszufressen, der zu fruchtbaren Resultaten führen könnte. Es ist ganz gut, dass diese (Baur'sche) Richtung an Dir einen steten Warner zur Seite hat, und sie ist ja, namentlich in Baur selbst, Deinen Winken nicht unzugänglich; so weise auch Du sie und was sie Gutes haben, nicht von der Hand! Mit einem Wort: Du bist lang genug als zürnender Achill und nach Umständen auch rasender Ajax auf der Seite gestanden, und doch ist die Weissagung, dass ohne Deinen Arm Troja nicht erobert werden kann. — —

Zwei Monate später, am 27. April, schreibt er:

Sontheim, den 27. April 1843.

An Deinem Namenstag, früh um 2 Uhr hat mir meine Frau ein Mädchen geboren, welches ich sogleich nach seinem Geburtstagsheiligen und den Dir so teuren Blumen Georgine zu nennen beschloss. — —

Das Jubiläum hat sich Baur, der vor 8 Tagen hier war, zu besorgender Missdeutung wegen verbeten; dass Du, wie sich die Sache zuletzt gestaltete, nichts davon

1) Hiezu vgl. Zeller, Ausgew. Br. S. 146,1.

2) Str. hat die „Jahrbücher für die Gegenwart" im Auge, zu denen Schwegler eben den Prospekt zu versenden im Begriffe war. Ausgegeben wurden die ersten Nummern im Juli 1843.

wolltest, begriff ich wohl, fand jedoch Deine Aeusserungen über unsere Veranstaltung immerhin zu bitter; denn anders als eine Parteidemonstration liess sich ein Fest für Baur nicht wohl denken. Doch lassen wir die Toten ruhen.

Es freute mich von Zeller zu hören, dass er einen Aufsatz von Dir in seine Jahrbücher bekommt; diese Zeitschrift hebt sich langsam, aber sicher; es ist manche Spreu unter dem Korn, aber doch kein Wind, woran die Deutschen Jahrbücher geplatzt sind.

Was literarische Arbeiten betrifft, so liege ich gleichfalls in einem Winterschlaf, von dem ich nicht weiss, ob ihm ein Frühling folgen wird. Gedulden wir uns eben!

Ein Brief vom 21. Juli 1843 dankt für übersandte Pflanzen und handelt im übrigen von persönlichen und häuslichen Dingen. Die Briefe werden nun seltener. Der nächste ist erst vom 12. Dezember 1843 und kommt aus Heilbronn, wohin das junge Paar inzwischen gezogen war. Strauss beklagt sich hier dem Freunde gegenüber, dass sie nichts mehr von einander sehen und hören. Dann fährt er fort:

Heilbronn, den 12. Dezember 1843.

— — Was treibst Du? Ich nasche ein wenig Geschichte, habe die neuesten Bände von Ranke's Reformationsgeschichte gelesen und Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts von der Stuttgarter Bibliothek hier. Letzteres ist eine äusserst anregende Lektüre, derbe, wohlgesalzene, nahrhafte Kost. Was hältst Du davon? Du kennst's doch? Wie interessant wäre von Dir eine Vergleichung der genannten beiden Historiker, deren jeder als Repräsentant einer eigentümlichen Geschichtschreibungsweise gelten kann. Und noch besser, wenn Dich der letztere namentlich zu einer eigenen historischen Arbeit anregte. Ich bin jetzt besonders auch aufs Biographische aus, habe Rommel's Philipp von Hessen und Langen's Moriz von Sachsen gelesen; wüsste ich nur einen Stoff, der mich festhielte, so möchte ich wohl so etwas schreiben.

Leb wohl! Der Brief soll nur ein Lockvogel sein, der mir bald einen von Dir einträgt.

Dass das lange Schweigen Georgiis tiefere Gründe gehabt hatte, verrät ein Brief von 20. März 1844:

Heilbronn, den 20. März 1844.

Es freute mich, einmal wieder einen Brief von Dir zu bekommen, und zwar so sehr, dass mir auf den Inhalt diesmal weniger ankommt. Um so gleichmütiger kann ich auf die Beschwerden antworten, die Du darin gegen mich erhebst. Du sprichst von versteckten Anspielungen darauf, dass Du mit Deiner Ansicht nicht offen genug hervortretest, und fragst, ob ich denn Deine Ansicht so genau kenne. Ich antworte, dass ich wenigstens die negative Seite derselben genau genug zu kennen glaube, um zu wissen, dass Du in dieser Hinsicht der Kirche nicht näher stehst als ich, und wenn ich Dir schriftlich oder mündlich einen Vorwurf in dieser Hinsicht machte, so war es nur der, dass Du bisweilen die Differenz der positiven Seite unserer Ansichten, (die aber ja hauptsächlich nur darin besteht, dass Dir manches von mir Affirmierte selbst wieder problematisch ist) gehörigen Ortes so zu wenden suchtest, als machte dies im Verhältnis zur Kirche etwas aus. — — Dir die Beibehaltung Deines Amtes zum Vorwurf zu machen fiel mir nicht ein, vielmehr würde ich Dich für einen Rasenden halten, wenn Du es aufgeben wolltest; in die Art, es zu behandeln, kann ich

Dir ohnehin nicht reden, da dies eine individuelle Sache ist, ich auch zu wenig davon weiss. Dass Dir das Recensieren entleidet ist, wundert mich nicht, denn es geht mir ebenso; wenn Du aber meinst, dadurch für grössere Arbeiten unfähig gemacht worden zu sein, so ist dies gewiss eine Täuschung. Es ist ja umgekehrt ganz naturgemäss und der gewöhnliche Fall bei gelehrten (d. h. nicht im engeren Sinn produktiven d. h. poetischen) Schriftstellern, durch kleinere und namentlich kritische Vorarbeiten ihre Kräfte für Grösseres zu prüfen und zu üben; und soviel hast Du doch nicht recensiert, dass von einem Uebermass und dadurch herbeigeführter Zersplitterung der Kraft die Rede sein könnte. Wenn also wirklich ein Hindernis stattfinden sollte, das Dich nicht zu einer grösseren Arbeit kommen liesse, so müsste dies weiter rückwärts liegen: ich mit meinen unschuldigen Recensionsanträgen hätte den Karren nicht erst verführt. So nahm ich auch bei dem Vorschlag, den Schlosser und Ranke zu charakterisieren, gleich dies in Aussicht, dass Dich eine solche Arbeit vielleicht zu etwas Selbständigem veranlassen könnte. Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts (ich hatte sie von der Stuttgarter Bibliothek) ist eines der nahrhaftesten und anregendsten Bücher, die ich seit lang gelesen; er sagt selbst anderswo, die Einheit des moralischen und des politischen Gesichtspunkts bilde die wahre Geschichtschreibung: diese sind nun aber bei dem vortrefflichen moralisch-prosaischen Brummbären einander beständig in den Haaren; nun diesem ernsten, oft formlosen Zwiespalt der Mächte des geschichtlichen Inhalts bei Schlosser gegenüber die formelle, oft bis zur Charakterlosigkeit gehende Virtuosität der Ranke'schen Geschichtschreibung, dachte ich, müsste ein interessantes Stück Vergleichung geben und könnte Dich vielleicht zu einer eigenen Leistung, die über beiden stünde, anregen. Oder — ich weiss nicht, ob Du Sinn für biographische Geschichtschreibung hast? Es fragte mich kürzlich ein hiesiger Bekannter nach einer Geschichte des Herzog Karl — ich wusste ihm nichts Rechtes zu nennen; das wäre eine hübsche Arbeit — interessanter als Heyds Ulrich. — wie liesse sich da ein wichtiges Stück deutscher politischer und Kulturgeschichte concentrieren — —! Geh, mach Dich dran! — —

Worauf die erste Beschwerde Georgiis geht, lässt sich aus den Briefen nicht ersehen. In einem früheren Brief (vom 21. Juli 1843) hatte Strauss davon gesprochen, dass Georgii sich um eine Pfarrei in Heilbronn zu bewerben gedenke, wohin auch er überzusiedeln beschlossen hatte, und dazu bemerkt: „Das würde ein schönes Leben geben; dann und wann bekämen wir zwar Händel, wenn uns Kauffmann bei einander allein liesse, doch wären wir am andern Tag wieder gut.“ Und am 12. Dezember 1843 war er auf diese Aeusserung zurückgekommen: „Bist Du böse, dass ich schrieb, wir würden oft Händel bekommen? Georgii!“ Indessen war es gewiss nicht diese scherzhafte Bemerkung, die Georgii verstimmt hatte, zumal dieser sich wohl bewusst war, dass Sanftmut nicht eben seine Stärke war. Aber Strauss spricht ja von einem Vorwurf, den er Georgii schriftlich oder mündlich gemacht habe. Und der Vorwurf hat sich nach Strauss' eigener Darstellung in derselben Richtung bewegt, wie die oben zitierte Ausserung in dem Brief vom 14. Januar 1841.

Georgiis Groll war also nicht ganz unbegründet. Strauss' Taktik hatte sich in den letzten Jahren, seit 1840 etwa, geändert. Bis dahin hatte er seine

Freunde beschworen, sich nicht zu kompromittieren. Ihnen wenigstens, so hatte er gehofft, werde es gelingen, in akademische Lehrstellen zu kommen und seiner Sache, wenn nicht zum Sieg, so doch zu Einfluss und Macht zu verhelfen. Seit 1840 war die Hoffnung geschwunden. Mit der Glaubenslehre hatte er die Brücke hinter sich abgebrochen. Jetzt mutete er ausdrücklich oder stillschweigend auch seinen Freunden, wenigstens den wissenschaftlich tätigen unter ihnen, zu, die Konsequenzen in seinem Sinne zu ziehen. Von diesen war Vischer überhaupt nicht in den Kirchendienst gegangen. Märklin war schon im Oktober 1840 in den Gymnasialdienst übergetreten, und Binder war 1844 im Begriff, dasselbe zu tun. Lag es da nicht nahe, dass Strauss auch Georgii gegenüber gelegentlich Anspielungen in dieser Richtung machte? Früher allerdings hatte er ausdrücklich anerkannt, dass Georgii vermöge seiner Eigentümlichkeit mit dem geistlichen Amt leichter zurecht kommen könne, als die übrigen Freunde (Br. vom 14. Januar 1838). Und in der Tat scheint Georgii die dogmatischen Schwierigkeiten viel weniger empfunden zu haben, als die letzteren. Sonst hätte er wohl gleichfalls den Kirchendienst mit dem Schuldienst vertauscht, wozu sich ihm zweifellos ebensowohl wie Märklin und Binder die Möglichkeit geboten hätte; dass er mindestens in demselben Mass wie diese das philologische Rüstzeug hiezu gehabt hätte, beweisen allein schon seine platonischen Arbeiten.

Man versteht darnach, dass er Strauss' Andeutungen als Unbilligkeit und als Vergewaltigung seiner Natur empfunden und, wie es seine Art war, energisch zurückgewiesen hat.

Auch der zweite Beschwerdepunkt übrigens war nicht ganz grundlos. Strauss hatte, hierin von durchaus idealen Motiven geleitet, namentlich auch durch seine und seiner Freunde Recensionen sich und seiner Sache eine gewisse literarische Machtstellung zu errringen gesucht. So hatte er — der Eindruck ergibt sich auch aus den Briefen an Georgii — den Freunden häufig Recensionen, die er selbst zu machen nicht in der Lage war, geradezu aufgenötigt. Wann darum Georgii jetzt in dem Gefühl, das viele Recensieren habe zu einer Zersplitterung seiner literarischen Kraft geführt, Strauss, der ihn hiezu veranlasst hatte, einen Vorhalt macht, so ist dies begreiflich, wiewohl auch Strauss gewiss nicht Unrecht hat, wenn er versichert, er habe mit seinen Recensionsanträgen stets das Beste des Freundes im Auge gehabt.

Die Verstimmung dauert noch lange fort[1]). In einem Brief vom 1. November 1844 aber versichert Strauss den Freund ausdrücklich seiner „unveränderten und unveränderlichen Anhänglichkeit“.

In demselben Brief warnt Strauss den Freund, der daran gedacht hatte, sich wieder auf eine Landpfarrei zurückzuziehen, vor „jedem Gedanken an einen

1) Auf die damaligen Beziehungen zwischen den beiden Freunden können indessen auch Strauss' häusliche Verhältnisse Einfluss gehabt haben. Vgl. Th. Ziegler, a. a. O., II S. 399.

neuen Landaufenthalt“: „Ich weiss selbst ein Lied davon zu singen und habe erfahren, dass zum Trübsinn geneigte Naturen nicht dazu taugen. Ich wäre zu Grunde gegangen, und Du hieltests jetzt auch nicht mehr aus. Das ist für Sokratiker etwas wie RAPP. Der zieht üppige Nahrung aus diesem Boden, in dem wir eintrocknen“. — GEORGII hatte ihn sodann wieder um seinen Rat hinsichtlich der Wahl eines neuen Arbeitsgebiets angegangen. Darauf antwortet STR.:

Heilbronn, den 1. November 1844.

— — Zu Arbeiten in Zeitschriften kann ich Dir ja nicht wohl raten, um nicht späteren Vorwürfen mich auszusetzen, als hätte ich durch dergl. Zersplitterung Dich ruinieren helfen! Sonst möchte ich doch am liebsten Schwegler's Jahrbücher empfehlen. Die verdienens am besten, nur müsstest Du eben auf ihren Zweck, Raum u. s. w. billige Rücksicht nehmen. Zu eigentlichen Recensionen werden die Haller und Jenaer Literatur-Zeitung ungefähr gleich gut sein. Grössere Arbeiten, oder die Aufgaben dazu muss man, glaube ich, selbst finden. Am wenigsten kann sie einer für uns finden, der einem ganz andern Fach angehört: Du bist Historiker, ich nicht. Was eine historische Natur ist, davon habe ich kürzlich eine Anschauung gewonnen, da ich Spittlers sämtliche Werke im Haus hatte. Besonders seine kleineren Sachen haben mir grossen Genuss gewährt. Uebrigens ist er auch nicht Geschichtschreiber schlechthin, es steckt zugleich der Diplomat und Dialektiker in ihm — in keinem Schriftsteller ist mir die specifische Verwandtschaft mit Lessing so aufgefallen — ein höchst bedeutender, ganz mit Unrecht fast vergessener Schriftsteller. Dies gelegentlich, um ihn Dir zu recommandieren. Uebrigens habe ich mit Märklin wegen eines Themas für Dich gesprochen. Wir kamen auf die verschiedenen Stellungen der Regenten zur Religion und Kirche — von der Reformation bis auf unsere Zeit: 1) ehrliches Befangensein, 2) Lossagung, 3) heuchlerisches Anschmiegen — — Du siehst, was ich ein Historiker bin, dass ich gleich mit dieser Hegel'schen Dreiteilung komme! — Doch Du kennst mich ja. — —

Schon acht Tage später, am 8. November 1844, folgt ein weiterer Brief. Es handelt sich um eine erledigte Professur für Exegese an der Universität Bern. STRAUSS rät dem Freund, sich zu bewerben und sich zu diesem Behuf an SCHNECKENBURGER zu wenden. Der Brief schliesst:

Heilbronn, den 8. November 1844.

— — Dass Dir unser Arbeitsvorschlag nicht passt, wundert mich nicht; da muss jeder sich selbst raten. Was die Vereinsamung betrifft, so glaube ich, dass auch der innerlich Vereinsamte gut tut, sich äusserlich die Möglichkeit des Verkehrs zu erhalten. Ist man auch äusserlich abgeschnitten, so wünscht man sich in die Gesellschaft zurück, und wird dadurch gequält. Dass man uns zu Abgeordneten wähle, können wir nicht füglich verlangen, da wir unpopuläre Naturen sind.

Ein Brief vom 23. April 1845 berichtet, dass die Heilbronner Freunde eine Pfingstreise auf den Schwarzwald machen wollen, „um den KÄFERLE auf dem Dobel zu besuchen. ZELLER von Tübingen will auch kommen und Dich in Calw mitnehmen.“ STRAUSS bittet den Freund, mitzukommen. „Welchen

Eindruck haben die VISCHER'schen Stürme [1]) auf dich gemacht? Kurz, wir müssen uns sprechen, und das kann am freisten auf dem Dobel geschehen. Nächstens muss ja unser Eines auf solchen Plätzen seine Zusammenkünfte halten. Das Volk sagt dann, sieben Teufel seien da beisammen gewesen".

An „Jakobi" 1845 dankt STRAUSS für die Zusendung religionsgeschichtlicher Arbeiten GEORGII's über die Isis und die Juno, die in PAULY's Realencyklopädie erschienen sind. Er bemerkt dazu u. a.:

Jakobi 1845.

„— — Die Methode und der Gesichtspunkt, die Du bei Deinen mythologischen Forschungen in Anwendung bringst, haben mich von ihrer Richtigkeit vollkommen überzeugt, wenn ich auch einzelne Deutungen, wie z. B. von der Nephele u. s. f., für gewagt halte. Indessen übersiehst Du die Quellen und Belege besser, auf die Du Dich stützest. Neu war mir auch die enge Verbindung, in welche Du den Heraklesmythus mit dem Apollodienst bringst; obwohl mir die inneren Krisen des religiösen Bewusstseins der Griechen, wovon Du die dionysische als die letzte stellst, ganz einleuchten. — —"

Nach langer Pause folgt am 18. März 1846 wieder ein Brief. Die im vorhergehenden Jahr geplant gewesene Schwarzwaldreise war nicht zustande gekommen, jetzt aber will STRAUSS sie unter allen Umständen durchführen und möchte bei dieser Gelegenheit mit GEORGII mindestens zusammentreffen. Er teilt dem Freund weiter mit, dass sich seine „kleine Familie zu einem Pärchen ausgedehnt" habe, und fährt dann fort:

Heilbronn, den 18. März 1846.

„— — Ferner erhielt ich kürzlich Briefe von unserem gemeinschaftlichen Freunde Hennell und von seinem jetzigen Schwiegervater Brabant mit einer Probe und Nachricht, dass zu Ende Mai eine von ihnen veranstaltete englische Uebersetzung meines L. J. im Druck fertig sein wird. Ich soll eine lateinische Vorrede dazu schreiben. Leider bin ich mir wohl bewusst, dass meine Arbeit dem englischen Publikum weit weniger geniessbar sein wird, als die Hennell'sche dem deutschen. Die Uebersetzung ist von einer gelehrten Dame und scheint mir nach dem Probebogen recht brav. Diese lateinische Vorrede wird also nun zu verfassen sein. Hast Du keine neue Arbeit vorgenommen? Es ist doch schade, dass Du Deine mythologischen Abhandlungen nicht fortgesetzt hast. Könnte man nicht nach Art der Pauly'schen Encyklopädie und des Welcker'schen Staatslexikons ein ähnliches theologisches bearbeiten, worin die wichtigsten theologischen Punkte und Begriffe gemeinverständlich bearbeitet wären? Denn die Bewegung ist jetzt in dieser mittleren Sphäre bedeutender als in der gelehrten. Leute, wie Wislicenus sind keineswegs zu verachten; ich habe seine Schrift: Ob Schrift, ob Geist, mit hoher Achtung vor des Mannes wissenschaftlicher und Charaktertüchtigkeit durchlesen [2]). Baur's Paulus kennst Du wohl schon; ich möchte wohl wissen, wie er Dir gefallen hat."

---

1) Gemeint sind die Stürme, die VISCHER's bekannte akademische Antrittsrede vom 21. Nov. 1844 entfesselte. Für VISCHER war die Folge eine zweijährige Suspension vom Amt.

2) Hiezu vgl. Ausgew. Br. S. 197.

Inzwischen hatte Strauss' Ehe begonnen, sich mehr und mehr zur Tragödie zu gestalten. Im Winter 1846/1847 erfolgte die Trennung. Ueber diese Angelegenheit finden sich keine Briefe von Strauss an Georgii. Frau Georgii soll aber erzählt haben, es seien wirklich solche vorhanden gewesen, Georgii aber habe sie verbrannt. Ein Grund, hieran zu zweifeln, besteht nicht, da Strauss das Bedürfnis gehabt hat, seinen Freunden gegenüber sein Vorgehen zu rechtfertigen (vgl. Hausrath, II S. 53 ff). Indessen war Georgii im Lauf des Jahres 1846 als Dekan nach Brackenheim übergesiedelt, einem Städtchen nahe bei Heilbronn. Und dass er von da nicht selten nach Heilbronn kam, ist selbstverständlich. So konnte er diesen letzten Akt des Dramas aus der Nähe ansehen. Und Strauss wird sich ihm gegenüber auch mündlich ausgesprochen haben.

Der erste Brief nach der Trennung der Ehegatten ist an Frau Georgii gerichtet (22. Februar 1847). Er beginnt: „Und so finden wir uns wieder? verehrteste Freundin, nämlich dass der erste Brief, den ich nach so langer Zeit wieder an Sie zu richten habe, eine Magdangelegenheit betrifft. —“ Dass in Strauss jetzt wieder der literarische Trieb zu erwachen beginnt, zeigt schon der nächste Brief an Georgii (vom 2. April 1847), in welchem er um Literatur für den Julian bittet. Es folgen einige kleinere Briefe, zum Teil nur Zettel, vom 17. April, vom 29. dess. Monats (letzterer von Strauss, Märklin und Rapp gemeinsam unterzeichnet, eine Einladung zu einer Zusammenkunft), vom 31. August und vom 13. Oktober 1847 (dieser an Frau Georgii) — alle ohne bemerkenswerten Inhalt, wie sie eben geschrieben werden, wenn der Verkehr in der Hauptsache mündlich sich abspielt.

Auch im Winter 1847/1848 werden die Freunde häufig zusammengetroffen sein. Dann kam für Strauss die politische Zeit. Politisch aber stand ihm, wie es scheint, keiner von den Freunden so nahe wie Georgii. Wenigstens schreibt er später, in einem unten zu erwähnenden Brief, er möchte gern einmal wieder ein wenig politisieren, was er nur mit Georgii gerne getan habe. Das Ergebnis der Kämpfe war für Strauss persönlich zwar nicht ein Sitz im Frankfurter Parlament, aber doch einer in der württembergischen Abgeordnetenkammer. So war geschehen, was er einst im Scherz für ein Ding der Unmöglichkeit erklärt hatte (S. 46): er war trotz seiner „unpopulären Natur“ Landtagsabgeordneter geworden. Im Juli 1848 löste er seinen Haushalt in Heilbronn auf. Dann ging er auf Reisen, und im September zog er in Stuttgart auf, um seinem Abgeordnetenmandat zu genügen. Auch Georgii hatte in dieser Zeit offizielle Veranlassung, häufig nach Stuttgart zu kommen: er war Mitglied der Kirchenverfassungskommission. Und der Verkehr mit dem gleichgesinnten Freund scheint Strauss während seiner parlamentarischen Tätigkeit, mit der auch viele der ihm nahe Stehenden nicht zufrieden waren, einen erwünschten Halt geboten zu haben. Lange indessen war seines Bleibens in der Kammer

nicht. Nachdem er schon in der Sitzung vom 16. November bei der Verhandlung über die Hinrichtung Robert Blums mit der Majorität der Kammer in Konflikt gekommen war und daraufhin von seinen Wählern ein Misstrauensvotum erhalten hatte, kam es am 20. Dezember zum Bruch. Strauss legte sein Abgeordnetenmandat nieder und verliess bald darauf Stuttgart. Am „Dreikönigstag" 1849 fuhr er nach München, der Heimat und den alten Verhältnissen den Rücken kehrend.

Viele Jahre später (1866) erzählt er in seinen literarischen Denkwürdigkeiten von dieser Reise, mit jeder Station habe er freier geatmet, als er damals München zu gefahren sei. Und weiterhin spricht er von der gehobenen Stimmung, in die ihn dann in München die wiederholte Anschauung der unschätzbaren Kunstwerke der Glyptothek versetzt habe [1]). Wie es aber in Wirklichkeit in jener Zeit in seinem Innern aussah, ergibt sich aus einem Brief, den er acht Tage nach seinem Eintreffen in München geschrieben hat:

München, den 14. Januar 1849.

Länger will ich es doch nicht anstehen lassen, Dir zu schreiben, weniger weil ich Dir schon Vieles über meinen hiesigen Aufenthalt zu sagen wüsste, als um einen Verkehr zu eröffnen, von dem ich mir einen Genuss und Gewinn verspreche.

Mein Einstand hier ist nicht eben angenehm gewesen. Auf dem Weg das fatale Glatteis, dann fand ich 4 Tage lang kein passendes Quartier; bekam durch Erkältung einen Katarrh; wozu noch die melancholische Stimmung kommt, welche mir ein neuer Aufenthalt an einem früheren Wohnort immer macht. Jetzt habe ich zwar eine ordentliche Wohnung (Amalienstrasse No. 60), wo ich auch mit Kost etc. wohl versorgt bin, und wobei ich mich abermals der bairischen Zuvorkommenheit und Artigkeit im Gegensatz zu unserer württembergischen Rüpelhaftigkeit zu erfreuen habe; bin mit meinen alten Freunden wieder auf dem früheren Fuss und habe Aussicht neue zu gewinnen; finde mich bereits umgeben von allerlei Büchern aus der Bibliothek, die mir zu der bewussten Arbeit [2]) als Hilfsmittel dienen sollen: aber der wahre Boden des Lebens fehlt mir doch, und ich empfinde jetzt erst recht, wie sehr mein ganzes Wesen aus den Fugen ist. Es wieder hinein zu bringen, soll nun jene Arbeit dienen: allein es ist beinahe vorsätzliche Selbsttäuschung, wenn ich mir vorspiegle, es könne aus dieser Arbeit etwas werden. Was ist das für eine Art, an eine Arbeit zu gehen, wenn man nicht von ihr angezogen, sondern nur durch die Flucht aus einem unerträglichen Zustande zu ihr hingestossen wird? Wenigstens erinnere ich mich nicht, auf diese Weise je zu einer Arbeit gekommen zu sein, die mir gelungen wäre. Auch habe ich bereits in allerhand Büchern — im Neander, Stäudlin u. s. w. herumgelesen, um vorerst eine Uebersicht zu bekommen: aber es hat sich mir noch kein Zipfel ergeben, an dem ich die Sache zu fassen wüsste. Dazu kommt, dass mir meine Bücher fehlen und man doch nicht alles und alles von der Bibliothek entlehnen kann. Du siehst, wie gut es sein wird, wenn Du mir hierüber bald ein ermunterndes Wort schreibst mit denjenigen Fingerzeigen, die sich Dir vielleicht unterdessen durch weiteres Nachdenken über den Gegenstand ergeben haben.

1) Ges. Schriften I S. 23.

2) Strauss trug sich damals mit dem Gedanken, der Kritik des christlichen Glaubens eine Kritik der christlichen Moral folgen zu lassen.

Den Merkur habe ich seit meinem Hiersein absichtlich nicht zu lesen gesucht; es tut mir gut, eine Zeit lang von Stuttgart und allem Dortigen nichts zu wissen. Auch einen Brief von da habe ich gottlob noch nicht empfangen, fürchte aber täglich, dass einer kommen wird. — — —

Ich schliesse mit ein paar Versen, aus denen Du meine Stimmung ersehen sollst, als mich der Eilwagen Ulm zu führte:

Meilenstein um Meilenstein —
Seh ich rasch verschwinden;
In die Welt reis' ich hinein,
Ruhe so zu finden.
Ruh vor schnöder Liebesqual
Und vor Weibertücke:
Doch mit Seufzen manchesmal
Schau ich noch zurücke.

Schwaches Herz, sei mutig und
Förder' frisch die Reise;
Ist die Erde kugelrund,
Gehst du ja im Kreise.
So umkreise denn die Welt,
Wiederkehrst du künftig:
Bis dahin, wenns Gott gefällt,
Wird dein Lieb vernünftig.

Am 11. März folgt ein zweiter Brief, der Strauss' Freude über den Plan Georgii's, nach München zu kommen, ausdrückt und dann fortfährt:

München, den 11. März 1849.

— — Um . . auf die Moral zu kommen, so wirst Du leider Recht haben, dass sich aus der Sache nicht viel machen lässt; allein ich tue, wie wenn ich taub wäre, und exerziere fort, wie die provisorische Regierung in Frankreich vor'm Jahr graben und Schutt hin- und herführen liess, zu keinem Zweck, als um die Arbeiter zu beschäftigen und ruhig zu erhalten. — —

Der letzte Brief ist nach dem Tode Märklin's, am 16. November 1849 geschrieben. Strauss bittet hier den Freund, ihm bei Sammlung der Materialien für die von ihm in Aussicht genommene Biographie Märklin's behülflich zu sein:

München, den 16. November 1849.

Eben hatte ich diesen Morgen durch Caroline die vieljährigen Briefe Märklins an mich erhalten, die in Ludwigsburg lagen, so kam Mittags Dein Brief dazu.

Meine Absicht ist, in einem Büchlein von mässigem Umfang 1) einen Abriss von Märklin's Lebens- und Entwicklungsgeschichte, seiner wissenschaftlichen, bürgerlichen und sittlichen Denkweise, und 2) in einem Anhang, der aber an Umfang dem Lebensabriss wohl gleich kommen dürfte, einige inedita von ihm zu geben, worunter sich jedenfalls die Livia befinden soll. Was dann von grösseren Sachen (Vorlesungen über Altertümer u. s. w.) etwa weiter und besonders herauszugeben sein möchte, geht mich insofern vorerst nichts an. Sondern aus seinen verschiedenen Papieren wünschte

ich solches zur Hand zu bekommen, was entweder ad 1) dienen kann, seine wissenschaftliche u. s. w. Denkart zu bezeichnen, oder sub 2) als Probe seiner schriftstellerischen Darstellungsart gegeben zu werden. In welchen Partien seiner Geschichts-, Altertums- oder Aesthetik-Manuskripte sich derartig Charakteristisches besonders vermuten lasse, wird Dir, da Du ihn und den Stoff ebenso kanntest und kennst wie ich, ebenso leicht zu finden sein. Solche abgeschlossene Sachen, wie die Rede über das Gerichtswesen der Alten, und dann, mein' ich, über die Begriffe der Alten von der Freundschaft, nebst etlichen metrischen Uebersetzungen aus griechischen Lyrikern — auch seinen Arbeiten in die süddeutschen Blätter für Erz. etc. [1]) — wünschte ich jedenfalls zu bekommen; seine politischen Reden und Artikel von den Jahrgängen 1848 und 49, und die für Eduard aufgeschriebenen politischen Maximen (?) nicht zu vergessen. Ob nicht durch Heyd Näheres aus Märklin's Knabenjahren, und durch Frau Märklin Winke über dieses zarteste seiner Verhältnisse zu erfahren wären, möchte mit der Zeit zart anklopfend zu versuchen sein. Ueberhaupt kann es vielleicht als undelikat angesehen werden, dass ich diese liebe Frau nicht erst gefragt habe, ob es ihr nicht unangenehm ist, was ich hier unternehme; gern will ich, wenn sie's wünscht, ihr seinerzeit alles vor dem Druck mitteilen, damit nichts gedruckt werde, was ihr unlieb sein möchte. Könntest aber Du mir, was Du hast, bald schicken, so wäre mir dies sehr lieb, da ich, ohne diese Sachen da zu haben und alles zu übersehen, nicht mit der Arbeit beginnen kann, nach der ich doch ein wahres Verlangen fühle.

Wie viel in Märklin besonders auch mir, in meiner vereinsamten Lage, gestorben ist, wirst Du ermessen. Man wird durch eine solche nicht blos unglücklich, sondern auch schlecht, wenn auch nicht positiv, doch gewiss negativ, indem die besten Gefühle, die im Menschen sind, wie unterbundene Nerven absterben. Wie unersetzlich ist hier ein Freund, der einen so wie Märklin immer mit den Idealen im Zusammenhang erhielt!

Es wäre schön, wenn sich nun zwischen uns Beiden der Briefwechsel etwas mehr beleben könnte. Ich verspreche, endlich Schritt zu halten, wenn Du es nicht fehlen lässest. Regel ist übrigens, und zwar eine sehr unschuldige, dass man beim Briefschreiben sich immer um einen Ton höher stimmen muss, als man wirklich gestimmt ist. — —

Dem Brief angefügt ist ein Schreiben an Frau Georgii, in dem es heisst:

— — Auf ein Ende meiner Verbannung ist leider keine Aussicht; ich schreibe nichts weiter darüber; ich teilte es noch Märklin mit, und besprachs hier mit Kauffmann. Der gehabte Besuch meiner Kinder ist gar ein liebes Sternchen, zu dem ich noch oft aufblicke. Erst gestern beschrieb mir Karoline, nachdem ich früher nur summarische Nachricht von ihrer glücklichen Heimkunft erhalten hatte, auf mein Verlangen die ganze Reise mit den Kindern stationenweis, was mir eine unendliche Freude machte. Aufs Frühjahr hoffe ich nun endlich auch von Georgii einen Besuch zu erhalten; ich habe jetzt Raum genug, ihn zu beherbergen, wie ihm Kauffmann sagen wird (ich bewohne nämlich seit Ende September ein abgeschlossenes Logis mit 3 Zimmern, Küche! u. s. f.), und da wollen wir schöne Tage und trauliche Abende verleben, wie vorigen Winter in Stuttgart; auch hoffe ich dann wieder ein wenig politisieren zu können, was ich nur mit ihm gerne tat. —

---

1) Es handelt sich um die „Süddeutschen Blätter für Volkserziehungs- und Volksunterrichtswesen“.

Damit schliesst Strauss' brieflicher Verkehr mit Georgii und dessen Frau. Wenigstens haben sich von da ab keine Briefe von Strauss mehr in Georgiis Nachlass gefunden. Möglich ist immerhin, dass sich die Freunde auch später noch gelegentlich geschrieben haben — die betreffenden Briefe könnten verloren sein, und es wäre ja denkbar, dass Georgii, als der regelmässige Briefwechsel aufgehört hatte, die gelegentlichen Lebenszeichen nicht mehr mit der früheren Sorgfalt aufbewahrt hätte. Ich halte das indessen nicht für wahrscheinlich. Ein Bruch zwar hat zwischen den Freunden meines Wissens nicht stattgefunden, und, wenn ich recht berichtet bin, haben sie auch später noch, wo eine Gelegenheit sich bot, freundschaftlich mit einander verkehrt. Aber schon zur Zeit von Märklins Tod hatten sich ihre Wege geschieden, und wenn die von Strauss angeregte Fortsetzung des Briefwechsels unterblieb, so war das nicht zufällig. Für Strauss hatte das Wanderleben begonnen. Und zu der äusseren Loslösung von seiner Vergangenheit kam bald auch die innere. Der Misserfolg der Märklinbiographie entleidete ihm die theologisch-philosophische Schriftstellerei, für die er eben wieder aktives Interesse zu gewinnen angefangen hatte, auf lange Zeit. Unter diesen Umständen mag in ihm auch das Bedürfnis nach brieflicher Aussprache mit Georgii nicht allzu stark gewesen sein. Und als er nach Jahren wieder zur theologischen und philosophischen Arbeit zurückkehrte, war die Richtung und Tendenz derselben derart, dass ihm nichts daran liegen konnte, mit dem alten Freunde wieder in Gedankenaustausch zu kommen und wissenschaftliche Fühlung zu gewinnen.